



Jeden Sonntag erscheint
eine Nummer.

Neundwanzigster Jahrgang.

N^o 17.

Stuttgart, Leipzig und Wien.

Preis einer Nummer
15 Pfennig.

Die „Donna Anna“.

Roman

von

Rosenthal-Bonin.

(Fortsetzung.)

Dreundwanzigstes Kapitel.

Die Anziehungskraft des Leuchtturmgeheimnisses in Ostende wurde für Fräulein Snider immer stärker; sie machte so oft Ausflüge dorthin, bis sie den jungen Mann schließlich antraf.

Natürlich war ihr bei dem ersten Wort, das sie mit ihm sprach, jeder Zweifel verschwunden. Es täuschte sie keine Ähnlichkeit, dieser Mann war Paul Sivers, zum Ueberflus fragte sie ihn noch, ob er nicht Paul Sivers heiße und bei ihrem Vater im Geschäft gewesen sei, was der Befragte, ohne zu zögern, mit offenen Blicken ganz harmlos bejahend beantwortete. Das Leuchtturmgeheimnis war demnach für Dortchen Snider gelöst, und dennoch wanderte sie täglich zum Leuchtturm, um mit Paul Sivers zu plaudern. Sie fand nämlich den jungen Mann erstaunlich gebildet und interessanter als alle die eleganten Herren, welche im Bade sie umschwärmten und in Amsterdam ihr huldigten. Paul Sivers' Einfachheit bei seinem feinen, überaus scharfen, grüblerischen Geist zog sie wunderbar an. Sie fand auch diesen jungen Mann hinreichend schön und so reinen Herzens, so junglingsartig und bescheiden, wie ihr in ihrem Leben noch nie ein Mann vorgekommen. Sie wäre gern vom Morgen bis Abend auf dem Leuchtturm gewesen, um mit Paul Sivers zu plaudern.

Heute stand sie wieder neben Paul, und schaute, den Hut des Windes wegen mit einer weißwollenen, gehäkelten Kapuze unter dem frischen runden, etwas rosig angehauchten Kinn zusammengebunden, auf die grünblaue, hochgehende See hinaus, indes eine Anzahl Möven in wiegendem Schwingen bald hoch oben den Leuchtturm umflogen, bald bis zum Wasser hinunter sich neigten. Es war sicher, daß Fräulein Snider von all' diesem, das sie sonst so viel bewunderte, nichts sah. Man merkte Dortchen's Augen an, daß sie ganz andere Dinge schauten, und die sonst so resolute Dame etwas auf dem Herzen habe, was auszusprechen ihr der Muth fehlte. „Wissen Sie wohl?“ begann sie endlich nach einer Pause in der Unterhaltung, „daß Sie in einem sehr bösen Verdacht stehen, von dem ich natürlich kein Wort glaube.“ „In einem Verdacht?“ frug Paul verwundert.

„Ja, in einem schlimmen Verdacht,“ erwiderte Dortchen. „Man behauptet, Sie hätten einen verschwundenen großen Diamanten mitgenommen, als Sie von uns fort gingen.“

Paul erblaßte. „Wer sagte das?“ frug er mit tonloser Stimme.

„Bei der Untersuchung fiel der Verdacht auf Sie,“ sagte das Mädchen. „Man forschte Ihnen nach und konnte Sie nicht finden. Können Sie sich nicht auf irgend eine Weise so rechtfertigen, daß Sie von dieser Beschuldigung gereinigt dastehen?“

„Ich kann nur sagen, ich habe ihn nicht genommen,“ antwortete Paul, „und mein Leben und meine Aufführung wird dieß bestätigen.“

„Ist Ihnen auch nicht möglich, zu vernuthen, wer vielleicht den Stein genommen haben könnte? In Ihrem Zimmer soll er fortgenommen sein, einem andern Arbeiter, der ihn schliff,“ forschte Dortchen besorgt.

„Dem Buiten?“ so frug Paul dagegen.

„Ja, ich glaube, so heißt er,“ lautete Dortchen's Antwort. „Wenn ihn Jemand genommen, so hat ihn jener Buiten gestohlen, der ein Spieler ist, soviel ich weiß,“ fiel Paul ein. Die Unterhaltung wurde gestört durch einen Ruf des Oberwächters, der Paul aufforderte, herabzukommen.

Paul empfahl sich dem Fräulein und stieg die Treppen hinunter, und Fräulein Snider, für welche die Aussicht heute kein Interesse mehr zu haben schien, folgte in kurzer Entfernung.

Als Paul unten an dem Zimmer angelangt war, wo die Fremdenbücher zum Einzeichnen der Besucher auflegen, empfingen ihn zwei Polizeibeamte der Stadt — Paul trat mit diesen in das Zimmer, die Thür schloß sich hinter ihnen.

„Sie heißen Paul Sivers?“ hörte Dortchen die Herren fragen.

„Das ist mein Name.“

„Aus Paris, Diamantschleifer?“

„Ja.“

„Zuletzt bei D. und M. Snider in Amsterdam?“ — erlauschte Dortchen.

„Das stimmt Alles,“ sagte Paul.

„Sie sind von der Mannschaft der „Donna Anna“, Kapitän van Heeren aus Rotterdam, vom „Leopold“ im Wasser treibend aufgenommen und hieher gelandet worden.“

„Das verhält sich so,“ bestätigte Paul.

„Sie sind,“ hörte Dortchen weiter, „auf Grund niederländischer Requisition im Namen des Gesefes verhaftet und werden uns folgen.“

Plötzlich stand Dortchen in dem Zimmer bei den Männern. „Meine Herren, ich kenne diesen Mann seit Langem, ich bin die Tochter Dessen, den er geschädigt haben soll; dieser Mann ist unschuldig, ich verbürge mich für ihn, — ich will Kautions leisten.“

„Meine Dame, wir haben hier nicht zu untersuchen und kein Urtheil zu sprechen, sondern einer Forderung der ausländischen Regierung im Auftrag höheren Befehls aus Brüssel zu folgen,“ lautete die Antwort der Beamten.

„Ich will zehn, ich will zwanzigtausend Franken Kautions leisten und der Mann wird sich von hier nicht entfernen, dafür bürgere ich auch,“ — bestand auf ihrem Willen Fräulein Snider.

„Mein Fräulein, in diesem Falle ist keine Kautions zulässig und der Mann muß ausgeliefert werden,“ erwiderten die Beamten artig und höflich.

„So leben Sie wohl, Herr Sivers,“ sagte mit fast schluchzender Stimme Fräulein Dortchen. „Wir werden zusammen in Amsterdam eintreffen.“

„Leben Sie wohl, Fräulein; den herzlichsten Dank für Ihre Theilnahme, Fräulein,“ sprach Paul.

Dortchen verließ erregt das Zimmer und eilte die Treppen hinab. Darauf nahm Paul seine Habseligkeiten zusammen, verabschiedete sich von dem Leuchtturmwächter und wandelte mit den Beamten zur Stadt, indes Dortchen Snider eilig über den Hafen sich rubern ließ, in ihr Hotel ging und ihrer erstaunten Kammerjungfer befahl, die



Die „Donna Anna“. Dortchen und Paul in Ostende

Rechnung zu verlangen und einzupacken. Das geschah und Fräulein Sinder half selbst mit, indem sie unzählige Male auf ihre Uhr schaute; endlich war man damit fertig, und wenige Stunden nach Paul's Abreise fuhr auch Dortchen zum Bahnhof und sauste im Kurierzug durch die Nacht, über die endlose belgische Ebene, dem Norden, nach Hause zu.

Es hatte sich etwas Unerhörtes im Leben der Fräulein Rebekka Elmenreich, wie wir sie, trotzdem sie eigentlich Frau van Heeren heißt, noch nennen wollen, ereignet — ihr Bruder Samuel hatte ihr durch seinen Prokuristen schreiben lassen, daß er ihre Pension auf sechshundert Thaler jetzt festgesetzt habe, wovon die erste Rate für sechs Monate hiebei folge.

Die alte Dame zitterte bei dieser Nachricht heftig und weinte über die Güte ihres Bruders, — dann sann sie nach. — „Was mag sich ereignet haben?“ frug sie sich. „Ob das im Zusammenhang steht mit dem schrecklichen Verhör, das ich neulich bestehen und wo ich die Wahrheit sagen mußte? — Ich dachte, er werde mir Alles entziehen und jetzt macht er mich reich, — ob das jener Mann mit der furchtbaren Freundlichkeit und der gebogenen Nase bewirkt hat? — Nun, es ist doch sehr gut von meinem Bruder! O, wenn ich das früher gehabt hätte,“ seufzte die alte Dame mit umflorten Augen, „dann hätte ich nachforschen können, und meinen Sohn würde ich vielleicht, wenn er nicht gestorben ist, und das kann ich nicht glauben, das will mein Herz nicht glauben, — ich fühle und ahne, daß er nicht gestorben ist, — meinen Sohn würde ich vielleicht wiederbekommen haben, — jetzt ist es zu spät, zwanzig Jahre sind eine lange Zeit und ich bin schwach und alt. — Von meinem Bruder aber ist es sehr gütig, daß er mich jetzt so gut stellt, ich habe ihn ja so schwer gekränkt und er hat doch Recht gehabt, als er damals gesagt: „Er geht von Dir, er ist ein hartherziger Christ, er liebt Niemand auf der Welt als sich, er macht Dich unglücklich.“ Er ging von mir,“ murmelte die alte Dame, ihren Erinnerungen sich hingebend, — „er war wie verzaubert im Banne jenes blonden Weibes; aber daß er mich und mein Kind so schände sollte ihrem Schicksal überlassen haben, das kann ich nicht glauben, — er ist sicher gestorben, Samuel beurtheilt ihn zu hart.“ — Dann nahm die alte Dame ihren altmodischen Schal und ihren unvermeidlichen Regenschirm, setzte die Haube auf und wandelte zum Strande.

Strickend, wie immer, sah sie dort und sah hinaus auf die scheinbar stillstehenden Segelschiffe der Cuxhavener Fischerflotte, und folgte den Dampfstreifen der langsam vorrückenden fernen Dampfer, wie sie die seit zwanzig Jahren gethan, die vorüberziehenden Schiffe mit all' ihrem Wünschen, Sehnen, Hoffen und Denken befrachtend; von Jahr zu Jahr wurde des Hoffens weniger, Sehnen und Wünsche verblaßten und die alte Dame sah nur nach alter Gewohnheit so seltsam eifrig, so scharf auf die Schiffe, sie erhob sich nach Stunden und ging zum Pfarrer des Dertchens, der sich stets theilnehmend gegen sie benommen, obwohl sie die Kirche vermie.

„Herr Pfarrer,“ begann die alte Dame, „darf ich Ihnen von jetzt an, was ich stricke, für die Armen geben?“

„Haben Sie eine Erbschaft gemacht, liebes Fräulein?“ frug der Geistliche.

„Nein, mein Bruder hat mir eine reiche Pension ausgesetzt, so daß ich jetzt nicht mehr für Geld zu arbeiten brauche. — Das Stricken werde ich aber nicht lassen können, es ist mir Gewohnheit.“

„So wünsche ich Ihnen Glück zur Verbesserung Ihrer Lebenslage, ich freue mich herzlich darüber und erkläre mich mit Freuden bereit, Ihren Wunsch zu erfüllen. Gestatten Sie mir jetzt eine Frage, Fräulein, die mich schon lange beschäftigt,“ fuhr der Geistliche fort. „Wir kennen uns ja seit zwanzig Jahren, — Sie gehören, wie ich weiß, zu unserem Glauben — ich frage dieß nicht aus müßiger Neugierde, liebes Fräulein, und will damit keineswegs eine Auforderung oder einen Vorwurf verknüpfen — weshalb besuchen Sie nie unsere Kirche?“

„Herr Pfarrer, das will ich Ihnen sagen,“ antwortete die alte Dame. „Ich habe mich aus Liebe zu meinem Mann taufen lassen, — ich liebe die Christen wie die Juden, — mein Herz aber fühlt jüdisch, — es ist bedrängt und bedrückt in Ihrer Kirche, — es kommt mir vor, als ob die Pfeiler und Steine auf mich zur Strafe dafür, daß ich mich dort eingedrängt, herunterstürzen müßten; und ich habe nur noch einen einzigen Lebenswunsch, Herr Pfarrer, — was allerdings nun und nimmermehr angehen wird, — auf dem jüdischen Friedhof zwischen vier Brettern, die Scherbenstückchen, wie es unser Gesetz vorschreibt, auf den Augen und in den Händen, begraben zu werden.“

Die alte Dame schwieg tief ergriffen.

Der alte Geistliche zeigte sich gleichfalls bewegt.

„Das wird kaum angehen, liebes Fräulein,“ entgegnete er sanft, „denn selbst, wenn wir damit übereinstimmen, Ihre Glaubensgenossen würden das nie zugeben — außer Sie würden wieder zum Judenthum zurücktreten.“

„Das widerstrebt mir auch,“ antwortete die alte Dame, „ich mag meine Konfession nicht wie einen Mantel wenden,“ fügte sie mit tiefem Ausdruck hinzu.

„Sie haben Recht — das ist auch meine Empfindung. Sie werden auch auf unserem Friedhof die ewige Ruhe finden,“ tröstete der Pfarrer.

„Ich hoffe es,“ erwiderte die alte Dame. „Sie sind mir nicht böse, daß ich solche Gedanken habe.“

„Ich sähe es in Ihrem Interesse lieber, wenn Sie in unserer Kirche Befriedigung fänden, mein Fräulein,“ sprach der Pfarrer. — „Sie haben aber nach wie vor meine Achtung, und wenn Sie irgend einer Hilfe bedürfen — wenden Sie sich an mich und Sie werden stets einen guten Seelsorger und einen aufrichtigen Berather auch in weltlichen Dingen in mir finden.“

Damit hatte die Unterredung ein Ende.

Die alte Dame kehrte nach Hause zurück und schrieb an ihren Bruder:

Lieber Samuel!

„Deine Güte hat mich tief gerührt, ich weiß nicht, ob ich werth bin, nachdem ich euch solche Kränkungen zugefügt, diese Wohlthat zu empfangen. Ich nehme sie indes mit heißem Dank an. Möge Dir Gott Deine liebsten Wünsche erfüllen, ich werde tagtäglich von Gott dieß für Dich erbitten. Deine Rebekka.“

Der Brief kam am nächsten Tage schon wieder unerschlossen zurück. — Es stand darauf von Samuel Elmenreich's eigener Hand: „Adressat kennt Absender nicht.“ — Schwer seufzend legte die alte Dame den Brief in eine alte Mappe zu ihren übrigen Schriften, welche sie sorgfältig aufbewahrt, unwiderrüstlich diese mit Bindfaden und schloß sie in ihren Kasten.

Rebekka mietete jetzt ein Zimmer mehr im gleichen Hause, als aus der Restauration, änderte aber sonst in nichts ihr bisheriges Leben.

(Fortsetzung folgt.)

Vögel in der Volksfrage und im Volksglauben.

Von

H. Sundelin.

IV.

(Schluß)

Der Specht.

Dieser Vogel führt ein viel stilleres Leben als der Aukuf, wemgleich man sein Hämmern und Klopfen im stillen Walde auch deutlich genug hört. Der Specht war nicht nur den alten Bewohnern Italiens, sondern auch den nördlichen Völkern, den Slaven, Germanen und Kelten ein heiliger Vogel. In Italien war er dem Kriegsgotte Mars geweiht, als ein Symbol aller Heimlichkeit des Waldes, wie sie sich in den Orakeln des Mars und des Faunus in dunklen Stimmen und Sprüchen offenbarte. Bei den alten Deutschen zählt der Specht, gleich dem Storch, der Gule, der Schwalbe und dem Aukuf, zu den blitztragenden Vögeln, in welchem uralten Glauben sich die Vorstellung des geflügelten Blitzes als eines Vogels wiederpiegelt. Eine christliche Legende weiß von dem Specht Folgendes zu erzählen: „Als unser Herrgott einst mit Sankt Petrus auf der Erde wandelte, kamen sie zu einer Frau, welche sah und mit Baden beschäftigt war. Sie hieß Gertrud und trug eine rothe Haube auf dem Kopf. Erschöpft und hungrig von dem langen Wege, bat sie unser Herrgott um ein Stückchen Kuchen. „Ja, das sollt Ihr haben!“ rief sie aus und knetete den Teig dazu; aber da ward das Stückchen wunderbarerweise so groß, daß es den ganzen Backtrog ausfüllte. Rein, das war allzu viel, das durstete er nicht bekommen! Sofort nahm sie nun ein kleineres Stück, aber als sie mit dem Auskneten fertig, war es ebenfalls für ein Almosen zu groß geworden: das konnte er auch nicht bekommen. Das dritte Mal nahm sie ein ganz kleines Stück, aber auch jetzt ward es wieder zu groß. „Ja, so kann ich Euch nichts geben!“ logte Frau Gertrud. „Ihr müßt selbst einsehen, daß Ihr ohne Imbiß fortgehen müßt, — das Brod wird ja immer zu groß!“ Da wurde unser Herr Jesus Christus gewaltig zornig und sprach: „Weil Du ein so schlechtes Herz hast und mir nicht einmal ein Stückchen Brod gönnst, sollst Du dafür in einen Vogel verwandelt werden und Deine Nahrung zwischen Holz und Rinde suchen, und nicht öfter zu trinken sollst Du haben, als wenn es regnet.“ Und kaum hatte er die Worte gesprochen, so war sie zum Gertrudsvogel verwandelt und flog oben zum Schornstein hinaus, und noch den heutigen Tag sieht man sie umherfliegen mit einer rothen Mütze auf dem Kopf und schwarz über den ganzen Leib, denn der Aukuf im Schornstein hatte sie geschwärzt. Sie haßt und pikt beständig in den Wäulen nach Nahrung und jippt immer, wenn es regnen soll, denn sie ist beständig durstig.“ So weiß ein uraltes deutsches Märchen uns auf die sinnigste Weise die Entstehung des Schwarzspechts und seine Thätigkeit vorzuführen. Ebenso alt ist die Sage von der magischen Springwurzel, welche gewonnen wird, wenn man das Nest eines Grün- oder Schwarzspechts, wenn er Junge hat, mit einem hölzernen Keil schließt. Sobald der seine Jungen zärtlich liebende Vogel dieß entdeckt, fliegt er fort und weiß eine wunderbare Wurzel zu finden, welche Menschen vergeblich suchen würden. Er bringt sie im Schnabel getragen und hält sie vor den Keil, der alsbald, wie vom stärksten Schläge getrieben, herausspringt. Breitet man nun ein rothes Tuch unter das Nest, setzt ein Gefäß mit Wasser hin oder macht ein Feuer unter dem Baume an, so läßt der Specht die Wurzel da hincinfallen, da er sie keinem Andern gönnst. Vor einer solchen Springwurzel springen alle Schloßer und Thüren auf. Schon Plinius spricht von diesem Spechtvort, welches die kreuzblättrige Wolfsmilch (Euphorbia lathyris) sein soll, die dann aber mit der Zeit ihre Wunderkraft verloren haben mußte.

Alein es wird kühl und es dunkelt und wir treten deshalb unsern Heimweg aus dem Walde an. Bevor wir unser Gehöß wieder erreichen, haben wir noch ein kleines Gehöß zu durchschreiten und bleiben für einen Augenblick stehen, um uns an der wüργigen Frühlingsabendluft zu erquicken. Da horch', welch' schmelzender Ton läßt sich hören, welch' süßes Lied tönt an unser Ohr?! Es ist

die Nachtigall,

welche ihren holden Sang erklingen läßt.

„Inch' nun kommt die Frühlingszeit,
Der Nachtigallen Vögelgesang;
Schon grünt die Rinde hoch und breit,
Vergangen ist der Winter lang —
In alle Herzen kehrt das Lied —
Kann ich noch länger traurig sein?“

Rein, wenn die Nachtigall zu singen anhebt, dann schwindet all' Kummer und Herzeleid, dann wird die Seele warm und das Herz so weit, so weit. „Ihr Sang ist so ausgezeichnet und eigenthümlich“ — sagt einer unser besten Vogelkenner, Raumann — „es herrscht in ihm eine solche Fülle von Tönen, eine so angenehme Abwechslung und eine so hinreichende Harmonie, wie wir sie in keinem andern Vogelgesang wiederfinden. Mit unbeschreiblicher Anmuth wechseln sanft flötende Strophen mit schmetternden, klagende mit fröhlichen, schmelzende mit wirbelnden; während die eine sanft anfängt, nach und nach an Stärke zunimmt und wiederum ersterbend endigt, werden in der andern eine Reihe Noten mit geschmackvoller Härte heftig angeschlagen und melancholische, den reinsten Flötenklängen vergleichbare Töne sanft in fröhliche verschmolzen. Die Pausen zwischen den Strophen erhöhen die Wirkungen dieser begaubernden Melodien, sowie das in demselben herrschende mäßige Tempo trefflich geeignet ist, ihre Schönheit recht zu erfassen. Man staunt bald über die Mannigfaltigkeit dieser Zaubertöne, bald über ihre Fülle, und wir müssen es als ein halbes Wunder ansehen, daß ein so kleiner Vogel im Stande ist, so kräftige Töne hervorzubringen, daß eine so bedeutende Kraft in solchen Kehlmuskeln liegen kann.“

Auch der Nachtigall hat sich die Sage bemächtigt. Schon bei der Betrachtung der Schwalbe erwähnten wir, daß nach dem griechischen Mythos Philomela, die Schwester der Proteus, der Gemahlin des thracischen Königs Tereus, in eine Nachtigall verwandelt wurde. Die altnordische, in der „Edda“ niedergelegte Götterfage weiß uns das schwermüthige Lied der Nachtigall zu erklären. Sie erzählt von Njords herrlicher Tochter Freia, der Göttin der Schönheit, in der Alles vereint war, was im Reiche der Phantasie, das ihr Vater beherrschte, Herrliches, Hohes und Edles lebt. Ihr Gemahl war Odur, der die Sprache der Poesie redete und den Odin zur Erde herabholte, um sie unter verschiedenen Gestalten zu durchwandern und durch seinen Gesang und seine Rede die verirrteten Gemüther der Sterblichen zur Wahrheit zurückzuführen. Blutenden Herzens schied der jugendliche Gott von seiner Gemahlin und seinem neugeborenen Töchterlein und wanderte in stiller Nacht einsam von dannen. Als ihn die liebevolle Gattin am nächsten Morgen nirgends fand und erfuhr, daß er in weite Ferne gezogen, da war sie untröstlich. Sie verließ Asgard, die hehre Götterburg, um in der Menschenwelt ihren Gemahl zu suchen, und es rauchten, zwitscherten und käteten bei ihrem jedesmaligen Herabsteigen dann die Frühlingslänger im duffenden Laube wie sonst, nur die Nachtigall, die Lieblichjängerin der Göttin, sang schwermüthige Weilen, denn ihr war vergönnt, Freia's Schmerz um den geliebten Gatten in schneidenden Klagen auszuströmen. — Ein anderer deutscher Mythos wandelt die „Nachtjängerin“, deren Lied unsere Altvordern entzückte, zu einem „Grabvogel“ um, insofern er die Seele zu einer Nachtigall werden läßt, welche im Entschweben lieblich singt. Liegt der Pauer am bayerischen Lechrain auf dem Todtenbette und leidet große Schmerzen, so daß er bald abzuscheiden wünscht, dann ist seine Rede: „Wenn doch nur die Nachtigall läme und thäte uns aufleben!“ Da kommt dann auch oft eine Nachtigall und singt so fein, daß entweder die Schmerzen aufhören und der Kranke wieder besser wird oder stirbt. Ein ähnlicher in Süddeutschland verbreiteter Volksglauben läßt die auf dem Hausdach singende Nachtjängerin dem auf dem Liechbett des Hauses liegenden Kranken den Tod ansingen. Auch meldet wohl eine an's Fenster pikende Nachtigall den Tod eines in der Fremde Gestorbenen an. Schwedische Volksmärchen berichten von einem Hirschfällblein, das Raubthiere zerrissen hatten. Da nahte eine barmherzige Waldfee, setzte das zierliche Thierchen gliederweise wieder zusammen und legte es in einen Waldbaum Raum war dieß geschehen, als sich an Stelle des Thierchädels eine Nachtigall in die Baumkrone erhob und schwermüthige Lieder zu singen begann.

Wenn der Nachtigall Stimme erkönt, dann schweigen alle Vögel, und herrlich schallt durch die stille Nacht ihr Lied, von dem der „Geistliche Vogelgesang“ ebenso einfach und schlicht, wie treffend und schön sagt:

„O Nachtigall, dein edler Schall
Bringt uns viel große Freud';
Dein' Stimm' durchkreuzet Berg und Thal
Zur schönen Sommerzeit.
Wenn du fängst an zu süßen,
Al' Vögel schweigen still:
Keiner läßt sich wehr bilden,
Keiner mehr singen will!“

Edelfräulein.

(Vab S. 196.)

Wer denkt nicht gleich an Falkenjagd, an weißen Felter, auf welchem, den Federhut kühn auf dem Haupte, das Edelfräulein durch die Waldlichtung sprengt, gefolgt von einer Gesellschaft Kavaliere in bunten Sammetröcken, mit Atfahlmehosen, Diamantschnallen an den Schuhen und seinen Spizen, in Fülle aus der Brustfalte und den Armen quellend, mit dem spitzen, federngeschmückten Hut auf dem Kopfe! Das Ende des siebenzehnten Jahrhunderts mit seiner Zierlichkeit, Ueppigkeit, Verschwendung und dem seltsamen Schimmer des Rokoko taucht vor unserm geistigen Bilde auf. Die Herten sprechen gedrehte Phrasen, mit viel Amor, Diana, Venus, Mars und anderer Mythologie darin: die Damen antworten in derselben feinen, künstlich zugefügten Redeweise, und unter dieser aufgepuhten Hülle wohnt die Leichtfertigkeit und das frivole Liebesabenteuer. Diese Zeit ist eigenartig und pikant, für den Dichter wie Maler reich an fesselndem Stoff. Friedrich Kaulbach, ein Verwandter des geistvollen Wilhelm von Kaulbach, hat uns ein liebreizendes Edelfräulein aus dieser Zeit im Bilde vorgeführt. Das zarte, feine, anmuthige, kolze und vornehme Gesichtchen, die geistreichen Augen, die phantastische Zierlichkeit, die gemacht-geniale Toilette der Dame, all' das ist ungemein malerisch und im Geiste der Zeit wiedergegeben.

Hiob.

Erzählung aus dem Leben eines Thierbändigers
von

Felix Silla.

(Nachdruck verboten.)

Es war im Septembermonat des Jahres 1831.

Auf dem obern Grünen Flusse in Kentucky, einige Meilen oberhalb Brownsville, welche Ansiedlung damals nur aus etwa vierzig Häusern bestand, schaukelte ein Kanoe auf den blühenden Wellen und wurde stromaufwärts gerudert von einem ältlichen kräftigen Manne, der halb wie ein Farmer, halb wie ein Jäger ausah und wohl auch diese beiden Beschäftigungen im täglichen Leben mit einander zu vereinen pflegte. Sein graues Haupt war mit einem breitrandigen Filzhut bedeckt und vor ihm lag eine lange Kugelbüchse.

Am Steuer des kleinen Fahrzeuges saß ein Jüngling von seltsamem Aeußern, halb indianisch, halb civilisirt gekleidet, in leberne befranste Leggings und in eine kurze Tuchjacke, mit Molassins an den nackten Füßen und einem schwarzeisenen Halstuch locker um den nervigen Nacken geschlungen. Sein ovales zartes Antlitz hätte für schön gelten können, wären seine merkwürdigen Augen nicht so auffallender Art gewesen. Sie traten so weit hervor, daß ihr Eigenthümer fast die Gabe zu besitzen schien, gleichzeitig nach rechts und links schauen zu können, ohne den Kopf zu wenden. Dabei hatten diese Augen nichts Glänzendes, sondern etwas Kaltes, Bleiches, man würde sagen können „Todtes“, wenn sie nicht bei alledem so außerordentlich spähend und durchdringend sich gezeigten.

In diesen Augen lag ein Zauber, ein unwiderstehlicher Zauber, wenn auch nicht für Menschen — und am wenigsten wohl für schöne junge Damen — so doch für die Thiere, und zwar besonders für die wildesten und blutigsten Bestien der Schöpfung.

Der Jüngling hieß Jaak van Amburgh und zählte zwanzig Jahre. Bis jetzt war er nur ein junger Herumtreiber in den Wäldern und Wildnissen seiner Heimat; denn für ein ordentliches seßhaftes Leben, für eine regelrechte bürgerliche Beschäftigung war er zum Leidwesen seiner Mutter, die in einer kleinen Stadt Kentucks wohnte, durchaus nicht zu gewinnen. Kein Mensch, der ihn kannte, hatte eine Ahnung davon, daß nach wenigen Jahren der Name dieses Herumtreibers als der des ausgezeichnetsten Thierbändigers aller Zeiten weltberühmt sein würde.

Man hatte gehofft, daß er ein tüchtiger Jäger werden würde. Als ein solcher hätte er gar wohl in dem damals noch sehr wildreichen Lande existiren können. Aber weit gefehlt! Seine Leidenschaft war die eigentliche Jägererei nicht. Er hatte einen Widerwillen dagegen, Thiere zu tödten. Seiner Neigung entsprach es vielmehr nur, dieselben zu bändigen und zu zähmen.

Sein Großvater war ein Indianerhäuptling vom Stamme der Tuscaroras und vor Zeiten von Nordkarolina nach Kentucky eingewandert. Dort hatte er seinen Namen Tanborgan d'Om, was so viel heißt als „großer König der Wälder“, mit dem Namen „van Amburgh“ vertauscht, dem Namen eines Farmers, den er einst aus den Klauen zweier Panther rettete und mit dessen Tochter er sich hernach verheiratete, nachdem er sich für die bescheidenen Hinterwälderbegriffe hinreichend civilisirt hatte und ein Christ geworden war.

Von diesem „großen König der Wälder“ mögen die besonderen Gaben und Talente für Thierbändigung auf Jaak übergegangen sein, um dann bei ihm zum höchsten Grade der Entwicklung zu gelangen, — von seinem Vater, dem Sohne Tanborgan's, hatte er sie zuverlässig nicht. Denn derselbe hatte stets die größte Furcht vor allen wilden Thieren gezeigt. Als er eines Tages zu Louisville um eine Stragenacke bog, glänzte ihm ein frischgemaltes Wirthshauschild entgegen, welches einen grimmen Eber vorstellte. Der Vater des berühmten Thierbändigers erschrak bei dem Anblick so fürchterlich, daß ihn die heftige Gemüthserschütterung auf's Krankenlager warf, von dem er nicht wieder aufstand.

Als Jaak klein war, beschäftigte er sich fast nur mit der Thierwelt und verachtete die kindlichen Spiele seiner Jugendgenossen. Er beobachtete und zähmte eine Menge Mäuse, Ratten, Eidechsen und anderes Gethier, doch keine Schlangen, denn vor diesen scheute er sich. Später verstieg er sich zu bössartigen Wildkazen, Iffissen, Mardern, Füchsen und wußte sie kirre zu machen. Und als er zum Jüngling heranreife, bändigte er mit anscheinend leichter Mühe Wildschweine und hungrige Wölfe, die eigensinnigsten Pferde und die wüthendsten Stiere. Als Pferdebändiger genoß er großen Ruf in der Gegend und in solcher Eigenschaft verdiente er häufig kleine Summen Geldes. Andern Erwerb hatte er nicht.

Nicht durch außergewöhnliche physische Kräfte, denn er war nur schwächlich gebaut, gewann er diese Oberherrschafft über die Thiere, welche er bändigen wollte, sondern allein durch seine Unerblichkeit, Kaltblütigkeit und besonders durch den eigenthümlichen Blick seiner Augen, womit er die wilden Bestien auf geheimnißvolle, unerklärliche Art zu bezaubern verstand, ähnlich vielleicht wie gewisse Schlangen ihren Augenzauber benutzen, um kleine Vögel an sich zu locken, die ihnen unter dem geheimnißvollen Banne zitternd und angstvoll entgegenflattern und so zur leichten Beute

werden. Er verschmähte jedes Schutzmittel bei seinen Thierbändigungen. Seine einzige Waffe war ein eiserner Stab von etwa zwei Fuß Länge, womit er seine widerstehlichen vierbeinigen Jöglinge züchtigte, wenn es noth that.

Gerne hätte er seine Kunst an größeren Raubthieren versucht, an Löwen, Tigern, Leoparden, Hyänen zc. Aber in den kleinen Städten Kentucks war noch niemals eine Menagerie gezeigt worden. Panther kamen seit Jahren in der Gegend nicht mehr vor, und Bären waren selten, die dann auch gewöhnlich sogleich von den Farmern und Jägern getödtet wurden, so daß van Amburgh trotz seiner begierigen Wünsche bisher kein lebendes Exemplar hatte erhalten können.

Nun hatte aber der alte Hinterwäldler Wilson ein Bärenloch in der Nähe der Mammuthhöhlen aufgestöbert, in welchem einsam ein grimmiger Bär hauste, und alsbald seinem jungen Freunde davon Nachricht gegeben, der ihm darauf sogleich drei Dollars geboten, welche er Tags zuvor für Bändigung eines wilden Hengstes verdient, wenn der Alte ihn zu der Bärenhöhle führen wolle, damit er Meister Bär lebendig fangen könne, um ihn hernach zu zähmen.

In solcher Veranlassung fuhren die Beiden in einem Kanoe den Grünen Fluß hinauf.

„Nun, sind wir bald an Ort und Stelle?“ fragte der Jüngling.

„Nach fünf Minuten werden wir landen,“ versetzte der Alte. „Dann müssen wir noch eine Viertelstunde weit über die Felsen klettern, bis zu der Schlucht, wo das Unthier haust. Aber nun sagt, was wollt Ihr eigentlich mit der Bestie anfangen? Wollt Ihr in Kentucky als Bärenführer herumziehen? Bei solchem armseligen Geschäfte könntet Ihr höchstens täglich ein Cent verdienen.“

„Ich habe andere, höhere Pläne, alter Wilson. Die Thierbändigung erkenne ich als meinen Lebensberuf. Dabei will ich reich und berühmt werden.“

„Ganz schön! Aber wie wollt Ihr das anfangen?“

„Zu dem Ende,“ sagte er, „will ich den Bär verheizen, den ich jetzt einfangen und zähmen will. In Pittsburg in Pennsylvanien wird nächster Zeit die berühmte Menagerie des Mr. Titus eintreffen, um dort gezeigt zu werden. Diese Menagerie soll die reichhaltigste und schönste der Vereinigten Staaten sein. Ich will nach Pittsburg reisen und bei Mr. Titus in Dienste treten.“

„Wird Eure Frau Mutter damit einverstanden sein?“

„Sie muß wohl. Ist es nicht besser, daß ich eine Existenz als geschickter Thierbändiger mir erringe und viel Geld verdiene, als daß ich noch länger hier in Kentucky das zwecklose Leben eines Herumtreibers führe?“

„Um! Da mögt Ihr wohl Recht haben. Aber seid Ihr denn so sicher, daß Mr. Titus Eurer schätzbaren Dienste überhaupt bedarf und Euch so ohne Weiteres bei seiner Menagerie anstellen wird?“

„Ich hoffe es! Wahr ist es, ich habe in meinem Leben noch keinen Löwen, Tiger, Leoparden und dergleichen schöne Thiere der alten Welt gesehen. Das könnte Mr. Titus veranlassen, mich mit meinem Begehren abzuweisen. Deshalb muß ich einen Bären haben, je größer und grimmiger, desto besser. Ein solches von mir gebändigtes Thier soll meine Empfehlung sein. Wenn er meine Probeleistung sieht, wird er mich hoffentlich engagiren.“

„Nun, grimmig genug ist die Bestie. Unser Bär ist ein alter Junggeselle, der sich dem einsamen Leben ergeben hat, das hat ihn so bössartig gemacht. Auf mein Wort, ich glaube kaum, daß Ihr ihn kirre machen werdet. Jetzt wendet das Steuer, haltet nach dem Busch hinüber. Dort müssen wir landen.“

Van Amburgh befolgte die Weisung und eine Minute später stiegen die Beiden an's Land.

Der alte Farmer belud sich mit seiner Büchse und einem starken Strick. Sein Gefährte war nur bewaffnet mit einem kurzen eisernen Stab und trug außerdem ein Bündel Kienspane.

Sie kletterten am steilen Ufer hinauf und eine Strecke weit durch die Felsenwildniß, bis sie in einer buschbewachsenen Schlucht ankamen.

Hier zeigte der sandige Boden viele Bärenfährten.

„Dort ist das Loch,“ sagte Wilson, auf eine düster gähnende Oeffnung in dem Grunde der Schlucht hindeutend, durch welche ein Bär und allenfalls also auch ein Mensch zu kriechen vermochte. „Seht hier die frischen Fährten, die nach der Höhle zuführen. Meister Bär ist zu Hause. Wie sollen wir ihn nun herauskriegen?“

„Das ist doch ganz einfach. Ich will hineinkriechen und ihn herausholen.“

„Was Teufel! Ihr werdet doch nicht so waghalsig sein?“

„Es ist keine Gefahr vorhanden. Und wenn drei Bären darin wären, so würde ich sie alle drei herausholen.“

„Ich weiß doch nicht, ob ich das zugeben darf. Wenn Euch ein Unglück zustieße!“

„Seid unbesorgt!“

Der Jüngling warf seine Tuchjacke ab, zündete einen Kienspan an und legte sich platt nieder, um in die Bärenhöhle zu kriechen.

„So nehmt doch wenigstens meine Büchse mit!“ schrie Wilson.

„Danke! Ich habe meinen Eisenstab. Mehr brauche ich nicht.“

Und van Amburgh kroch in die Höhle, in welcher er gleich verschwand.

„Holla!“ schrie sein Gefährte ihm nach, „wenn Euch

etwas Schlimmes passiert, so schreit um Hülfe! Ich kriechen Euch dann gleich nach!“

„Bleibt draußen!“ erklang es dumpf aus der Höhle.

„Ich brauche Euch hier nicht!“

„Na, dann wasche ich meine Hände in Unschuld!“ brummte der alte Farmer. „Hat man je so etwas Tolles gesehen! Ohne Büchse, ohne Messer in eine Bärenhöhle zu kriechen! Das wagt wahrlich kein zweiter Mensch in Kentucky! . . .“

Der Jüngling kroch etwa zwanzig Schritte weit durch einen engen Gang, der sich hinten krümmte und dann zu einer größeren Höhlung ausweitete. Dort lag ein großer, grimmig aussehender brauner Bär und saugte an seinen Pfoten, mit denen er kurz vorher ein Bienenneest verwüstet hatte.

Er stieß ein wüthendes Brummen aus, als ihm die Flamme des brennenden Kienspanns entgegenleuchtete und als er den Einbringling gewahrte.

Red kroch der Jüngling ganz nahe und schaute mit seinen wunderbaren Augen das Thier starr an. Der Bär schien diesen Blick nicht ertragen zu können. Er schüttelte den Kopf, knurrte und pfauchte, als ob er Unheil ahne und die Angst ihn packe.

Van Amburgh gab ihm mit dem Eisenstab einen sanften Schlag auf die Nase.

„Ich taufe dich Hiob,“ sagte er. „Ja, Hiob sollst du heißen und ich will dich nach Pittsburg bringen, sobald du etwas Rechtschaffenes gelernt hast. Holla, vorwärts! Trolle dich hinaus an's Tageslicht!“

Dabei schlug er auf den Bären los, bis derselbe sich knurrend und brummend zum Hinaustrischen bequeme.

Mit einem Schläge seiner gewaltigen Pranken hätte das Thier seinen Bändiger zerschmettern, mit einem Druck ihn ersticken können. Allein wie unter dem Banne einer geheimnißvollen Bezauberung that es nichts dergleichen.

Der Jüngling kroch hurtig hinterher. Sobald er mit dem Bären draußen war, rief er dem harrenden, schuhbereiten Wilson zu:

„Schießt nicht, schießt nicht!“

In der That schien es, als ob das erzürnte Thier, welches sich auf den Hinterbeinen aufrichtete und mit den mächtigen Vorderpranken in der Luft umherfuchtelte, sich auf den alten Farmer stürzen wolle.

Aber der kühne junge Thierbändiger kam ihm zuvor. Er warf sich dem Thiere entgegen, es von Neuem bannend mit seinem Blicke, so daß es sich niederlegte und sich ruhig verhielt.

Der Farmer schleuderte dem jungen Manne den Strick zu. Damit fesselte van Amburgh theilweise das gefangene Thier, so daß es aber immer noch gehen konnte, und trieb es dann durch Winken, Zeren, Zurufen und mit Schlägen seines Eisenstabes nach dem Kanoe.

Wilson folgte stauend. So etwas Merkwürdiges hatte er noch niemals gesehen.

Sein Gefährte zwang das Thier zum Einsteigen und fesselte es dann vollständig. Die lebendige Beute wurde wohlbehalten nach Brownsville gebracht, wo die kühne That des jungen Mannes allgemeines Aufsehen erregte.

Seine Mutter freilich entsetzte sich über das Ungethüm, so gewohnt sie es auch schon war, allerlei wilde Thiere im Hause und Stalle zu haben, denn ihr Sohn hatte deren ja häufig heimgbracht.

Sie wollte anfänglich den fürchterlichen vierbeinigen Hausgenossen nicht aufnehmen, und nur mit Mühe gelang es Jaak, die geängstigte Frau zu beruhigen.

Er sperrte Hiob in einen festgezinimmerten Stall und nahm den Schlüssel an sich.

Allein dieß erschien dem Sheriff und den anderen obrigkeitlichen Würdenträgern zu Brownsville noch nicht sicher genug und sie veranlaßten den jungen Thierbändiger, den Bären an eine Kette zu legen und beim Schmied des Dorfes einen eisernen Maulkorb für das Thier zu bestellen.

Diesem Begehren fügte der Jüngling sich, zumal solche Schutzmaßregeln für den Transport des Thieres nach Pittsburg doch nothwendig werden mußten.

Dann endlich ließ man ihn mit seinem vierbeinigen Jögling in Ruhe. In dem Behältniß desselben, hinter verschlossener Thüre, von Niemand gestört und beobachtet, unternahm er seine Zähmungsexperimente mit dem besten Erfolge, Hunger und Lederbissen, Zucker und Prügel, und vor Allem den magischen Blick seiner Augen anwendend.

Nach drei Wochen hatte er das gelehrige Thier so weit gebracht, wie er es zu bringen wünschte.

Jetzt gab er den erstaunten Brownsviller Bürgern und den Farmern der Umgegend eine öffentliche Vorstellung für geringes Entrée zum Besten, um auf solche Weise das Reisegeld nach Pittsburg zusammen zu bringen.

Diese Vorstellung fand unter freiem Himmel innerhalb einer Plankenumzäunung statt.

Er ließ den Bären tanzen, springen, sich wälzen, Alles auf Kommando. Zum Beschluß umarmte er das mächtige, auf den Hinterbeinen stehende Thier, rang mit ihm und warf es zu Boden.

Der Beifall war ungeheuer.

Seine Mutter war zugegen, deshalb wagte er es nicht, sein erstaunlichstes und gefährlichstes Experiment zu zeigen, weil er sie nicht gar zu sehr erschrecken wollte. Er hob dieß Experiment, auf welches er heimlichertweise im Stalle seinen Bären eingeübt, für später auf.

Am folgenden Morgen erklärte er seiner Mutter und den übrigen Verwandten, daß er mit dem Bären nach Pittsburg reisen wolle, um bei dem Menageriebesitzer Titus in Dienste zu treten. Was war dagegen zu machen?

Die Thierbändigung war ja augenscheinlich sein wahrer Lebensberuf; zu allem Anderen taugte er nicht. Die Mutter entließ ihn unter Thränen und mit den besten Segenswünschen.

Mit seinem Bären, einem kleinen Kleiderkoffer und mäßig gefüllter Börse fuhr er mit einem Flatboot den Grünen Fluß hinab nach dem Städtchen Rockport am Ohio. Dort bestieg er ein kleines Dampfsboot, um mit demselben



Edelfräulein. Nach dem Gemälde von Fr. Aug. Kaulbach. (S. 194.)

nach Pittsburg zu fahren. Der Kapitän forderte für den Transport des Bären, der auf dem Verdeck angekettet werden mußte, eine so hohe Fracht, daß des Jünglings ganzes Reisegeld dafür kaum ausreichte.

Glücklicherweise legte das Dampfsboot unterwegs in einigen Städten am Ohiosusse an. Dort gab van Amburgh mit dem Bären Vorstellungen, deren guter Ertrag ihm die großen Ausgaben reichlich wieder ersetzte.

Er hatte entdeckt, daß Hiob auch ein trefflicher Schwimmer sei, und so gab er denn mehrmals Vorstellungen im Wasser zum Besten, sich mit dem Bären im nassen Element um die Wette umhertummelnd.



Vor dem Wifalben. Nach dem Gemälde von Josef Bernis. (S. 202.)

Nach sechstägiger Fahrt langte das Dampfboot vor Pittsburg an.

Diese große und reiche Fabrikstadt hatte damals bereits etwa sechzigtausend Einwohner. Und in der Umgegend befanden sich noch mehrere andere voll- und gewerbereiche Ortschaften.

Die große Titus'sche Menagerie — deren Transport gewöhnlich mehr als sechzig große Packwagen in Anspruch nahm — war seit einigen Wochen in Pittsburg zur Schau ausgestellt. Der Zulauf war groß, die Einnahme bedeutend.

Wirklich verdiente diese ausgezeichnete Menagerie auch im vollen Maße die Aufmerksamkeit des Publikums.

Sie enthielt die schönsten Exemplare der kostbarsten Raubthiere, prächtige Löwen, königlicher Leoparden, Hyänen, Flusspferde, kleine Elephanten, Giraffen, Rhinocerosse und viele andere. Dann auch Papageien, Paradiesvögel, Strauße und die seltensten Affen. Ferner eine Anzahl der merkwürdigsten und größten Schlangen.

Titus war selber Thierbändiger und sehr geschickt in diesem Fache. In den eigentlichen Pantomimen, die er arrangierte, Thierkämpfe, Jagden und derartige Arenaszene vorstellend, trat er nicht mehr als menschlicher Akteur auf, sondern überließ diese aufregende Arbeit seinem ersten Gehülfen, einem stattlichen, athletischen Franzosen, Namens Benazet, der mit Löwen, Königstigern und Leoparden umging, als ob sie harmlose Käber wären. Für die Produktionen mit Schlangen hatte er einen indischen Schlangenbeschwörer in Diensten. Der Mann hieß Titatullah und spielte sorglos mit Brillenschlangen, Boas und anderen entsetzlichen Reptilien in derselben Weise, wie seit Jahrhunderten ähnliche Gaukler in Indien diese Schlangenkünste ausübten. In Amerika hatte man bisher dergleichen noch nicht gesehen.

Bei dieser schönen Menagerie angestellt und beschäftigt zu werden, war also van Amburgh's heißes Verlangen.

Schon am Tage seiner Ankunft machte er mit seinem Bären, den er an der Kette führte, dem Direktor Titus seine Aufwartung, begleitet von einer Menge Straßensungen und Müßiggängern, die ihm mit lautem Hallo vom Dampfboote bis zum Hotel folgten.

Als Titus diesen Lärm hörte, schaute er aus dem Fenster und gewahrte den Bären. Da er vermuthete, daß derselbe ihm zum Kaufe angeboten werden sollte, so ging er die Treppe hinunter und erschien vor der Hausthüre. Die Menschenmenge machte ehrfürchtvoll Platz.

„Heda, junger Mann, wo wollt Ihr hin mit dem Bären?“

„Den will ich Mr. Titus bringen.“

„Nun, da seid Ihr also am Ziel. Ich bin Titus.“

Van Amburgh lächelte ehrerbietig den Hut.

„Ich habe das Thier bei den Mammothhöhlen in Kentucky gefangen und die weite Reise hieher gemacht, um Euch dasselbe anzubieten,“ sagte er etwas verlegen, weil er nicht recht wußte, wie er seine Herzenswünsche am besten äußern sollte.

„Da thut es mir leid, daß Ihr einen so weiten Weg nutzlos zurückgelegt habt,“ sagte der Direktor kaltfinnig. „Ich kann keinen braunen Bären brauchen; ja, wenn es noch ein Grizzly aus den Felsenbergen wäre! Für einen lebendigen Grizzly würde ich gern tausend Dollars zahlen. Aber was sollen die Leute im Westen der Alleghans ihr Geld ausgeben, um braune Bären zu sehen, deren noch Hunderte im Lande umherlaufen? Ich habe deshalb zu New-York mehrere braune Bären zurückgelassen. Mein Vetter, Ihr habt Euch da auf eine recht unbedachtame Spekulation eingelassen.“

„Mit Erlaubniß, Sir! Mein Bär ist abgerichtet. Ich behaupte, daß es keinen zweiten seiner Art in Amerika gibt!“

„So? Das ist eine etwas kühne Behauptung. Und wer hat das Thier denn gezähmt und dressirt?“

„Ich selbst.“

„Von wem habt Ihr die Kunst des Thierbändigens gelernt?“

„Von Niemand. Es ist eine Gabe, die ich von Natur besitze und von Kindheit auf geübt habe. Um mich in diesem Fache noch weiter auszubilden, wünsche ich mit meinem Bären bei Euch in Dienste zu treten.“

„Ihr waret früher in keiner Menagerie beschäftigt?“

„Nein.“

„Ihr habt also bisher nur mit Bären und anderen Raubthieren Eurer Heimat zu schaffen gehabt?“

„Ja. Aber wie ich Bären und Wölfe, Füchse und Luchse bändige und zähme, so würde ich auch Löwen und Tiger bändigen können.“

„Ihr habt allerdings das Auge dazu,“ sagte Titus, den Jüngling aufmerksam musternd. „Wie ist Euer Name?“

Der junge Bärenführer nannte seinen Namen.

„Wohl, so zeigt denn einmal Eure Kunst! Zeigt, was der Bär gelernt hat!“

„Macht ein wenig Platz, Ladies und Gentlemen!“ rief van Amburgh der versammelten Menschenmenge zu. Und die Fischweiber und Höckerinnen, die Fabrikarbeiter, Bootsknechte und Straßensungen wichen zurück, einen weiten Kreis bildend.

„Hurrah für den Bären!“ schrien emige Obioschiffer. „Er wird sogleich eine Hornpipe tanzen!“

Der Jüngling löste den Bären von der Kette und nahm ihm den Maulkorb ab.

„Das ist etwas gefährlich,“ meinte Titus. „Hoffentlich seid Ihr Eures Thieres ganz sicher?“

„Ja, Sir.“

„So beist Euch, bevor ein Konstabler kommt und der Sache ein Ende macht!“

„Hiob, es gilt jetzt!“ rief van Amburgh. „Aufgepaßt!“ Und er ließ das Thier tanzen, sich wälzen, Kapriolen machen und so weiter.

„Recht hübsch, aber nichts Außergewöhnliches!“ bemerkte der Direktor.

Die Zuschauer aber waren entzückt und schrien: „Hurrah!“

„Hiob, sperr's Maul auf!“ befahl der Jüngling.

Der auf den Hinterbeinen stehende Bär sperrte gehorsam den weiten Rachen auf.

Da steckte van Amburgh seinen Kopf zwischen die zwei Reihen furchtbarer Zähne des Thieres, von dessen Vorderzähnen gleichzeitig sein Körper ergriffen und in die Höhe gehoben wurde, so daß er in der Luft balancirte, mit dem Kopfe tief im Bärenrachen. Es war dieß das Experiment, welches er zu Brownsville nicht hatte zeigen wollen, weil er seine Mutter zu erschrecken befürchtete.

Die Zuschauer stießen einen Schrei des Entsetzens aus.

Nach einer halben Minute athemloser Spannung zog van Amburgh seinen Kopf aus dem Bärenrachen zurück. Hiob setzte seinen Herrn sanft auf den Erdboden, zum ungeheuren Jubel des Publikums.

„Bravo!“ rief Titus tief aufathmend. „Das macht Euch kein Anderer nach, mein lieber Herr! Würdet Ihr es auch wagen, Euren Kopf in den Rachen eines Löwen zu stecken?“

„Unbedenklich, sobald ich das Thier genügend kennen gelernt und an mich gewöhnt habe.“

„Ich engagire Euch und Euren Bären für meine Menagerie! Kommt mit nach dem Circus, dort könnt Ihr das Thier unterbringen. Dann speisen wir zusammen und sprechen über die Bedingungen. — Meine Herrschaften, heute Abend erste große Vorstellung mit dem neugewagten Bären!“

„Hurrah!“ schrien die Leute und entfernten sich, um in der ganzen Stadt Reklame für den jungen Bärenbändiger zu machen.

So sah denn der Jüngling seine Wünsche erfüllt, ja übertroffen. Denn Titus, der dieß seltene Thierbändigertalent zu würdigen wußte, bot ihm gleich für den Anfang eine bedeutende Monatsgage. Von diesem frohen Ereigniß gab er sofort seiner Mutter und den Geschwistern in Kentucky Nachricht.

Er hatte nun den Wirkungskreis gefunden, in welchem er bald die erste Notabilität sein sollte. Unter Löwen und Tigern, Leoparden und Hyänen fühlte er sich heimisch. Mit der Magie seines Blickes bändigte er diese Thiere nach seinem Willen und machte sie unterthänig. Benazet, der Franzose, wurde eifersüchtig auf den steigenden Ruhm des jungen Mannes, welcher ihn bald in der Kunst der Thierbändigung weit übertraf.

Einige Jahre lang reiste van Amburgh mit der Titus'schen Menagerie und besuchte alle großen Städte im Osten der Union, überall gefeiert und bewundert.

In Philadelphia oder Boston wollte Benazet den Rivalen übertreffen. In einer Thierpantomime, als er mit Löwen, Tigern, Leoparden, Hyänen und anderen Raubthieren in einer großen umgitterten Arena auftrat, reizte er diese Bestien auf's Höchste zur Wuth, in der Absicht, sie dann wieder kühn zu machen. Aber sein Manöver schlug fehl. Ein Königstiger stürzte sich auf ihn und riß ihn zu Boden; alsbald fielen auch die anderen wüthenden Thiere über ihn her und zerfleischten sich gleichzeitig unter einander. Es war ein schaudererregender blutiger Knäuel, ein entsetzliches Gebrülle und Geheul. Das zahlreich versammelte Publikum war außer sich vor Schrecken. Mitten in diesem Tumult sprang van Amburgh mit seinem Eisenstab in die Arena zwischen die rasenden Bestien, schlug auf sie los und riß sie mit den Händen auseinander. Sein kaltes, unerschrockenes Auge scheuchte sie zurück. Er brachte sie wirklich zur Ruhe. Benazet wurde hinausgetragen, noch lebend, doch so schrecklich zerfleischt, daß er nach einigen Tagen starb.

Jetzt wurde van Amburgh erster Gehülfe bei Titus und eine Gage demgemäß bedeutend erhöht. Auch erhielt er Antheil am Reingewinn. Seine armen Verwandten in der Heimat unterstützte er fortan in großmüthigster Weise. Benazet's tragisches Ende machte auf ihn keinen Eindruck; vielmehr wurden seine Produktionen immer kühner und außerordentlicher. Freilich war er auch der anerkannte Meister in der Kunst der Thierbändigung und sein wunderbares Auge befaß keiner seiner Kollegen.

Er tauchte seinen nackten Arm in frisches Blut und schob ihn dann vor der Fütterung, also wenn die Thiere recht hungrig waren, in den Rachen eines Löwen oder Tigers, ohne daß die Bestien zuzuschlagen wagten. Auch seinen Kopf steckte er in den aufgesperrten Rachen des größten Löwen, des größten Königstigers. Die Thierpantomimen brachte er zu einer Höhe der Vollkommenheit, wie man sie früher nicht gekannt.

Sein Ruhm erscholl über das Weltmeer. Englische und französische Unternehmer forderten Titus auf, ihn mit der Menagerie herüberzuschicken. Titus, der eine gute Spekulation darin sah, ging darauf ein. Die größere Hälfte der Menagerie, die schönsten und am besten abgerichteten Thiere umfassend, sollte unter van Amburgh's Lei-

tung nach Europa gesandt werden. Dieß geschah im Herbst des Jahres 1838.

Die Reise nach London fand per Segelschiff statt, denn die großen Dampfer von heutzutage waren damals noch nicht so gebräuchlich.

Auf der Höhe der Bermudasinseln wurde das Fahrzeug von einer Windstille befallen.

Van Amburgh vertrieb sich die Langeweile damit, auf dem Oberdeck seinen Bären noch weitere Kunststücke zu lehren, zur Belustigung der Schiffsmannschaft, welche sich vor dem zahmen Thiere, das der allgemeine Liebling geworden war, gar nicht fürchtete.

Plötzlich rief ein Matrose, der über Bord schaute:

„Ein Hai, ein Hai!“

In der That schwamm da unten, nahe am Schiffe, einer der gefürchteten Räuber des Meeres, ein Hai von acht Fuß Länge, und schnappte gierig nach einigen Stücken verdorbenen Fleisches, die eben über Bord geworfen wurden, weil sie zur Fütterung der Menageriethiere sich nicht mehr eigneten.

Mehrere Matrosen schleppten einen eisernen Haken an einer Kette und ein Stück Speck herbei. Es war ihre Absicht, das Ungeheuer zu fangen und zu tödten; denn Haie und Matrosen sind stets geschworene Feinde.

„Halt!“ rief van Amburgh, „laßt mich das besorgen! Ich will's versuchen, den Hai zu bändigen!“

Und er schleuderte seinen Rock und seine Schuhe von sich, um, mit dem Eisenstab in der Hand, über Bord zu springen.

„Hallo, Sir!“ schrie der Kapitän. „Seid Ihr des Teufels? Eure Löwen und Tiger könnt Ihr wohl bändigen, aber nimmermehr einen Hai!“

„Eben deshalb will ich es versuchen!“ lautete die Antwort des kühnen Schwimmers, indem er gewandt über Bord sprang und dicht vor dem Hai wieder auftauchte.

Der Bär legte sich mit den Vorderpranken auf das Bulwar und schaute auf's Wasser nieder nach dem Verbleib seines Herrn und Meisters.

Auf dem Verdeck versammelte sich die gesammte Schiffsmannschaft nebst einigen Passagieren, um das aufregende Schauspiel des Kampfes zwischen Mensch und Hai zu schauen.

Unter den Passagieren befand sich auch der Yankee-Laumann Ephraim Watts, der später eine Beschreibung des seltsamen Kampfes in den Zeitungen veröffentlichte.

Van Amburgh schwamm auf den fürchterlichen Fisch zu und sah ihn starr an. Die Augen des Ungeheuers der Tiefe waren wohl ebenso glanzlos, bleich, stehend und unheimlich wie die des Angreifers, und es schien die Zauberkrast der Augen des Letzteren durchaus nicht zu empfinden. Ruhig laute und schluckte es weiter an einem großen Stück verdorbenen Fleisches.

Da gab ihm der Thierbändiger mit dem Eisenstab einen Hieb über den Kopf.

Augenblicklich ließ der Hai das Fleischstück fahren, peitschte wüthend mit dem Schwanz das Wasser und schnappte nach dem Eisenstab, den er dann mit den Zähnen festhielt wie zwischen einem Schraubstock. Van Amburgh hielt das andere Ende nicht minder fest, und so wirbelten die Beiden mit einander umher in einem Wogenschwall von Schaum und Gischt.

Da schaute der Thierbändiger aufwärts und gewahrte den Kopf seines Bären.

„Hiob! Hiob!“ schrie er aus den Wellen.

Der Bär, der im Verlaufe der Jahre sich noch bedeutend in den Schwimm- und Wasserkünsten vervollkommen hatte, besann sich keinen Augenblick. Er kletterte auf's Bulwar, sprang über Bord und schwamm seinem Gebieter zu Hülfe.

„Auf ihn! Faß ihn! Pack' an!“

Der Bär packte den Haifisch mit seinen gewaltigen Pranken und presste ihn an sich in Todesumarmung. Die Krast des Fisches erlag der Bärenkrast.

Van Amburgh ließ sich eine Harpune zuwerfen und tödtete damit vollends den Hai.

Mensch, Haifisch und Bär wurden alsdann im Triumph an Deck gezogen, wo der Letztere zur Belohnung seiner Tapferkeit von der jubelnden Mannschaft einen Topf voll Honig erhielt.

„Ihr hattet Recht, Kapitän,“ sagte der verwegene Passagier. „Diese Haifische sind der Civilisation ganz unzugänglich. Es ist nicht möglich, diese Seeceusel zu bändigen!“

Die Windstille hörte auf, das Schiff konnte seine Fahrt fortsetzen und langte wohlbehalten in London an.

Wir wissen es aus den Berichten von Zeitgenossen jener Jahre, welches Furor der berühmte Thierbändiger in den Hauptstädten Europas machte, welche Triumphe er in London, Paris, Petersburg etc. feierte. Reich an Ehren und Geld konnte er nach einigen Jahren in sein Vaterland zurückkehren, welches alle Ursache hatte, auf ihn stolz zu sein. Ob er noch lebt, ist uns nicht bekannt.

Denkspruch.

Brdest du für dich allein,
Du wirst bald größer und herrlicher sein;
Leiden die Deinigen deine Noth,
So bist du doppelt und dreifach todt.

Fluchbeladen.

Roman nach Emile Viehebourg

Emile Vacano.

Mit Autortrecht für die deutsche Sprache.

(Fortsetzung.)

5.

Die Gräfin von Buffières ging täglich aus, ausgenommen am Freitag, wo sie ihre Freundinnen empfing. Sie ging selten zu Fuß. Aber obwohl sie eigene Equipage zur Verfügung hatte, fuhr sie doch sehr häufig in Lohnwagen. Es war das eine Eigenheit, gegen die der Graf nichts einzuwenden hatte.

Drei Tage nach ihrer Unterredung mit Laura ging sie gegen zwei Uhr Nachmittags zu Fuß aus. Es war an einem Samstag. Sie war einfach schwarz gekleidet.

In der Straße nahm sie einen Fiaker und fuhr nach dem Courcellesthore. Dort stieg sie aus, zahlte den Kutscher und schickte ihn zurück.

Sie war dicht verschleiert. Sie schritt zur Barrière hinaus, indem sie ihr Gesicht vor den Finanzwächtern verbarg, und war im Freien.

Ein Wagen wartete auf der Straße. Ein Kopf zeigte sich am Fenster und ein Schnupftuch wurde bewegt. Valentine schritt tapfer auf den Wagen zu. Sie setzte sich neben Laura, die darin gewartet hatte.

„Bist Du schon lange da?“ fragte die Gräfin. — „Erst seit einigen Minuten.“ — „So habe ich mich also nicht verspätet?“ — „Nein. Aber wir haben keine Zeit zu verlieren.“

Der Kutscher schloß den Schlag. Laura machte ihm ein Zeichen und er sprang auf seinen Boß. Er peitschte drauf los und das Pferd fiel in Galopp.

„Wo fahren wir hin?“ fragte Valentine. — „Nicht weit, nach Anières.“ — „Wartet er dort?“ — „Nein. Das Rendezvous ist nicht für heute. Guter Gott, Du zitterst ja an allen Gliedern. Beruhige Dich doch!“ — „Ich weiß nicht, wie mir ist,“ stotterte die Gräfin. „Ich habe schreckliche Angst.“ — „Angst? Vor was, bin ich nicht bei Dir?“ — „Es ist wie eine böse Ahnung in mir.“ — „Du bist kindisch! Was fürchtest Du?“ — „Laura, wenn er mich nicht erwartet, wozu also diese Fahrt nach Anières?“ — „Du wirst es schon erfahren,“ lächelte Laura böse.

In dreiviertel Stunden war man in Anières, wo damals lauter Baupläze und einige erste Villen sichtbar wurden.

Die beiden Damen stiegen aus vor einer niedrigen grünen Thüre, die mitten in einer Mauer steckte wie eine Wunde.

Laura zog einen Schlüsselbund aus der Tasche, versuchte mehrere Schlüssel, und öffnete dann. Sie traten ein. Am Ende einer langen Allee blickte ihnen ein kleines, excentrisch gebautes Landhaus entgegen. Alle Fensterladen desselben waren geschlossen.

„Bei wem sind wir denn da?“ fragte Valentine leise, als fürchte sie, von irgend einer unsichtbaren Person gehört zu werden. — „Für den Augenblick — bei mir,“ sagte Laura, „da ich über dieses ganze Haus, dessen Schlüssel ich besitze, verfügen kann. Es gehört einer verwitweten Freundin von mir, die nach Italien abreisen mußte. Sie wird wahrscheinlich den ganzen Sommer über ausbleiben und hat Mama und mich gebeten, manchmal nachsehen zu wollen und die Apartements lüften zu lassen; ja sie hat uns sogar bevollmächtigt, hierher zu ziehen. Der Garten ist nicht sehr groß, aber wie Du bemerken kannst, wohlgepflegt und schon voller Schatten.“

Sie machten eine Tour um den Garten und traten dann in das Haus, wo Alles frisch, anmuthig, elegant, fast toilette ausah: ein wahres Nestchen für Liebesleute.

„Heute ist Samstag,“ sagte Laura zur Gräfin. „Heute über acht Tage werde ich den Nachmittag hier zubringen. Du kennst jetzt den Weg, Du kannst also allein herkommen. Uebrigens wird Dich der Wagen, der uns hergebracht hat, in der Rue Bellechasse erwarten. In der Zwischenzeit werde ich mit Lucien gesprochen haben, er wird ebenfalls nach Anières herauskommen, und zwar früher als Du. Wir Beide erwarten Dich dann um drei Uhr.“ — „Da es denn sein muß, so will ich kommen,“ sagte die Gräfin bewegt. „Aber Du wirst da sein, nicht wahr? Du wirst an meiner Seite bleiben? Du hast es mir versprochen!“ — „Ja, sei ruhig.“ — „Ich habe kein Geheimniß mehr vor Dir, Laura, Alles, was zwischen mir und Herrn von Luranne gesprochen wird, sollst Du hören.“ — „Wie gut es sich trifft, daß ich dieses Haus zur Verfügung habe!“

Sie gingen wieder zu ihrem Wagen zurück und waren bald in Paris.

Die Woche verfloß. Die Gräfin hätte diese Zwischenzeit lieber in der Einsamkeit zugebracht; aber Laura mandirte so gut, daß sie die junge Frau dahin brachte, täglich auszugehen. Dieß war zum Gelingen ihres Planes nöthig.

Sie vernachlässigte kein Detail, keinen Punkt in der Ausführung des Racheplans.

Am Samstag Morgen erhielt der Graf von Buffières folgenden Brief:

„Herr Graf!
„Ein aufrichtiger Freund hält es für seine Pflicht, Sie auf einen Umstand aufmerksam zu machen, welcher Ihre Ehre betrifft und über welchen bereits ganz Paris seine Glossen zu machen beginnt.“

„Seit einem Monat ungefähr kommt die Frau Gräfin von Buffières täglich mit einem jungen Manne zusammen, den auch Sie kennen, und den die Gräfin vor ihrer Verheirathung mit Ihnen geliebt hat.“

„Ihre Zusammenkünfte finden meistens in Anières statt, in einem kleinen, unbelauchten, mitten in einem Garten stehenden, von Bäumen umgebenen Häuschen. Heute Samstag sollen sie sich Nachmittags daselbst wieder treffen.“

„Die Straße, in welcher sich das Haus befindet, trägt noch keinen Namen, es ist aber die dritte hinter der Brücke. Man betritt den Garten durch die kleine grüne Thüre, welche sich in der hohen Vormauer befindet.“

„Es kommt nur auf Sie an, Herr Graf, sich von der Richtigkeit meiner Angaben zu überzeugen.“

Nachdem er diese schrecklichen Zeilen gelesen hatte, sank der Graf wie vom Blitze getroffen auf einen Stuhl. Er war wie im Fieber, er starrte halb wahnsinnig auf den Brief, den er in seinen zitternden Händen hielt.

„Infamie!“ stöhnte er heiser, und zerknitterte wüthend das Papier.

Eine Sekunde blieb er unbeweglich, kaum athmend. Dann erhob er jäh den Kopf, seine weißen Lippen verzogen sich zu einem bitteren Lächeln.

„Ein anonym Brief!“ sagte er verächtlich.

Aber dann erfasste ihn wieder die Wuth.

„Wenn es aber doch wahr wäre?“ zischte er. „Ich habe keine Feinde. Und dann, alle diese genauen Details: Anières, die Straße, die grüne Thüre, der Garten, das Haus... Nein, es muß wahr sein; sie liebt mich nicht, sie verabscheut mich. Weh mir! Betrogen, betrogen von ihr! O, die Glende! O, die Niederträchtige!... Nichts hat die Unglückliche zurückgehalten vor dieser Schmach, nicht einmal der Gedanke an ihr Kind! Sie raubt mir meine Ehre, und bedeckt mich und die Wiege ihres Sohnes mit Schande! Und ich liebte sie so innig, ich liebe sie noch!... O wie wahr ist mein Verdacht gewesen! Es ist entsetzlich!...“

Er sprang auf wie rasend, dumpfe Rufe der Wuth entzogen sich seiner Brust, seine Arme erhoben sich drohend. Einen Augenblick dachte er daran, zur Gräfin zu eilen und ihr das Schreiben vor die Augen zu halten.

Hätte er das gethan, dann hätte die Gräfin sich leicht rechtfertigen können, indem sie die einfache Wahrheit sagte. Unglücklicherweise aber führte der Graf diesen ersten Gedanken nicht aus. Die Eifersucht ist eine verderbliche Rathgeberin: sie besiegt die Vernunft und verwirrt den stärksten Geist. Der Graf beschloß, sich zu beherrschen und sich zu rächen. Blutig zu rächen!

Laura's teuflischer Plan war gut berechnet, ihre Rache siegte.

6.

Beim Frühstück erschien Herr von Buffières ruhig und unbefangen. Er zwang sich sogar zum Klaudern mit seiner Gattin. Dabei beobachtete er aber dieselbe scharf, und bemerkte bald, daß sie zerstreut und verstimmt sei.

„Das ist das böse Gewissen!“ dachte er. Laut fragte er, als man sich vom Tische erhob: „Wirst Du heute ausgehen?“ — „Ja,“ entgegnete sie. — „Schön. Und wohin?“ — „Zu Laura.“ — „War sie nicht gestern hier?“ — „Ja, aber ich habe ihr versprochen, sie heute zu besuchen.“ — „Wenn Du den Wagen benützen willst, so lasse ich einspannen.“ — „Nein, ich danke. Von hier bis in die Straße Anjou ist ja nicht weit, und ein Spaziergang wird mir gut thun.“ — „Wie Du willst. Ich werde ebenfalls ausgehen.“

Mit diesen Worten verließ er sie. Die Gräfin seufzte auf. All ihre Angst überkam sie wieder. Sie konnte aber nicht mehr zurück.

„Thue ich unrecht?“ fragte sie sich. „Aber ich handle ja doch nur, wie es mit mein Gewissen sagt.“

Der Graf, in sein Zimmer zurückgekehrt, klingelte dem Kammerdiener.

Dieser erschien sogleich.

„Bestellen Sie mir einen Miethwagen. Der Kutscher soll mich auf dem Kai an der Ecke der Rue Bellechasse erwarten.“

Der Bediente verneigte sich und wandte sich nach der Thüre.

„Germain!“ fügte der Graf hinzu, „wenn die Gräfin das Schloß verläßt, melden Sie mir es sogleich.“

Der Kammerdiener entfernte sich.

Der Graf trat in sein Kabinet, wo sich auch seine auserlesene Bibliothek befand. Er öffnete einen Schrank, welcher eine kostbare Sammlung seltener Kunstgegenstände enthielt. Aus einem reich mit Silber verzierten Kästchen nahm er eine schöne weisläufige Pistole. Er versuchte die Hahnen und fand sie in Ordnung. Dann lud er die Waffe und steckte sie in die Tasche.

Sein Blick war düster und drohend.

Einige Minuten später meldete der Diener dem Grafen, daß die gnädige Frau das Palais verlassen habe.

Herr von Buffières ergriff den Hut und stürzte aus seinem Zimmer.

Germain schüttelte erstaunt und betrübt den Kopf. Auf der Straße angekommen, blickte der Graf dieselbe entlang. Die Gräfin war verschwunden, aber ein Miethwagen rasselte schon am Ende derselben.

„Sie ist in dem Wagen!“ murmelte der Graf, und eilte auf den Kai, wo ihn seinerseits ein Wagen erwartete. — „Sind Sie soeben bestellt worden von einem Diener?“ fragte er den Kutscher. — „Ja.“

Er öffnete den Schlag und sprang in den Wagen.

„Wohin?“ fragte der Kutscher. — „Nach Anières.“

— „So weit? Welche Gasse?“ — „Ich werde sie Ihnen zeigen, sobald wir dort sind.“ — „Schön. Desto besser. Ich bin nicht sehr bekannt in der Gegend,“ meinte der Kutscher, schloß den Schlag, sprang auf den Boß und ließ das Pferd laufen.

Das Haus in Anières war an diesem Tage freundlicher als je. Die Sonne flutete zu den offenen Fenstern hinein.

Laura und Lucien von Luranne warteten in dem Salon des Erdgeschosses.

Laura war äußerlich ruhig, lächelnd. Innerlich aber war sie doch voll Unruhe. Sie verließ sich übrigens auf die Eifersucht und den Jähzorn des Grafen. Je schrecklicher das Ende war, desto besser für ihren Haß, für ihren Rachedurst.

„Wenn sie aber nicht käme!“

Auch Lucien war voll Unruhe und Sehnsucht. Er sollte die, welche die ganze Liebe seines Herzens war, wiedersehen und sprechen! Es schlug drei Uhr.

„Wenn sie nicht käme!“ sagte jetzt Lucien.

Laura erhob sich jeden Augenblick und trat an's Fenster und horchte.

Endlich knirschte ein leichter Tritt auf dem Sande des Gartenweges.

Laura neigte sich aus dem Fenster und schaute, und rief: „Sie ist's?“

Der junge Mann sprang auf, seine Augen blitzten, sein Antlitz strahlte.

Laura öffnete die Thüre des Salons, durch welche die Gräfin zitternd, sich kaum aufrecht haltend, eintrat.

„Sie sind gekommen!“ sagte Lucien, indem er auf sie zuiefte. „O Dank, tausend Dank!“

Von ihrer Bewegung übermannt, sank die Gräfin in ein Hauteuil.

Laura stand an der Thüre und betrachtete die Beiden mit einem grausamen Lächeln.

Der junge Mann kniete vor Valentine hin.

„Ich will nachsehen, ob die Gartenthür wohl verschlossen ist,“ sagte Laura.

Und sie ent schlüpfte, die Salonthüre halb offen lassend. Sie lief wirklich nach der Gartenthüre, aber nur, um dieselbe zu öffnen. Dann verbarg sie sich hinter ein Jasmingebüsch und wartete.

„Da die Gräfin gekommen ist, wird auch der Graf kommen,“ dachte sie.

Lucien hatte die eine Hand der Gräfin ergriffen und bedeckte dieselbe mit Küffen. Valentine hatte das Haupt gesenkt, und wagte es kaum, ihn anzusehen.

„So sind Sie also gekommen!“ stammelte der junge Mann. „Mir haben Sie dieses Opfer gebracht, trotzdem man Ihnen gesagt hat, daß ich Sie noch immer liebe, rasend, leidenschaftlich! Welch süßer Trost. Wie stolz muß ich auf dieses Zeichen von Vertrauen und Theilnahme sein. So lange ich lebe, werde ich die Seligkeit dieses Augenblickes nicht vergessen. Denn er beweist mir, daß ich Ihnen nicht ganz gleichgültig geworden bin, und daß Ihr Herz mit meinen Leiden Mitleid fühlt. Dieser Gedanke wird mir die Kraft geben, weiterzuleben.“ — „Haben Sie Erbarmen und sprechen Sie mir nicht von der Vergangenheit!“ flüsterte Valentine. — „So soll ich schweigen?“ — „Herr von Luranne,“ fuhr sie fort; „ich war sehr unklug, hieherzukommen. Wenn ich es that, so geschah es nur, um Ihnen zu sagen, daß Sie mich nicht mehr auffuchen, daß Sie mich meiden mögen. Um meiner und um Ihre Willen! Das kleinste unbedachte Wort könnte mich vor meinem Gatten kompromittiren und seinen Hohn auf Sie lenken!“ — „Ich Sie kompromittiren!“ rief er mit schmerzlicher Ueberraschung. „Und das können Sie von mir glauben?“ — „Nicht wahr, was Sie drohten, das geschah nur in einem Augenblicke der Aufregung?“ — „Valentine... o, Verzeihung!... Frau Gräfin, ich verstehe nicht, was Sie meinen.“ — „Sie wollten in das Palais Buffières kommen, mit Gewalt bis zu mir dringen und sogar meinen Gatten fordern!“

Der junge Mann war ganz verblüfft.

„Wenn ich solche Absichten begehrt hätte, wäre ich in der That wahnsinnig gewesen!“ rief er. „Ich, der ich die tiefste Verehrung fühle für Sie, ich, der ich gern mein Leben gäbe, um Ihnen einen Augenblick des Kammers zu ersparen, sollte daran gedacht haben, Ihren Frieden zu zerstören, Ihr Glück zu vernichten!... Aber ich wäre ja ein Verräther, ein Feigling!“ — „Mein Gott, mein Gott!“ rief die Gräfin außer sich. „Jetzt begreife ich selber nicht mehr!“

Und sie preßte ihre glühende Stirn in ihre Hände.

„Wenn man Ihnen so etwas gesagt hat, hat man gelogen, man hat Sie getäuscht, das schwöre ich Ihnen!“

fügte Lucien hinzu.

Die Gräfin erhob sich entsetzt. Sie fing an, die Wahrheit zu ahnen.

„D! Eine Falle!“ murmelte sie ersticht. „Eine Falle! Aber wozu, wozu?“

Ein Schauer lief über sie.

Der junge Mann war ganz erstaunt.

„Laura, Laura, wo ist sie?“ rief plötzlich die Gräfin.

„Im Garten, ohne Zweifel.“

Sie stürzte außer sich nach der Thüre.

In diesem Augenblick wurde dieselbe heftig aufgerissen

und die Gräfin stand ihrem Gatten gegenüber.

„Berrath! In-famie!“ schrie sie heifer auf.

Und sie stellte sich vor den Grafen, wie um ihn zu verhindern, einen Schritt vorwärts zu machen.

7.

Das Gesicht des Herrn von Buffières war leidenschaftlich verzerrt. Er hielt eine Pistole in der Hand. Er trat vor und sein flammender, drohender Blick richtete sich auf Lucien.

„Höre mich! Höre mich!“ schrie die Gräfin außer sich vor Angst.

Er stieß sie heftig zurück.

Der Unglückliche war von Sinnen.

„Herr Graf,“ begann Lucien, „ich schwöre Ihnen, daß ich Ihre ...“

Er konnte nicht endigen. Herr von Buffières hatte seine Waffe erhoben und drückte beide Schüsse zugleich ab.

Der unglückliche junge Mann stieß einen dumpfen Schrei aus und stürzte zu den Füßen des Grafen nieder.

Die Gräfin kreischte auf, machte einen Schritt nach rückwärts und fiel ebenfalls bewusstlos zu Boden.

„Ich habe mich gerächt!“ murmelte der Graf mit einem Blicke auf sein Opfer.

Damit warf er die mörderische Waffe durch das Fenster in den Garten.

Dann stürzte er auf seine Frau zu, hob sie mit beiden Händen in die Höhe und trug sie, im Blute des Getroffenen dahinschreitend, aus dem Salon in den Garten und von da an den Wagen, dessen Kutscher eben lebhaft mit einem seiner Kollegen sprach.

Die Erscheinung des Grafen mit der ohnmächtigen Dame machte dem Gespräche ein Ende; aber die beiden Männer wechselten einen Blick des Schreckens.

Herr von Buffières legte seine bewusstlose Frau in den Wagen, setzte sich neben sie, und befahl dem Kutscher, nach Paris zurückzufahren.

Der Mann brummte, indem er auf den Boden kletterte: „Ein Schuß, ein ohnmächtiges Weib, ein anderes Frauen-

zimmer, das sich aus dem Staub macht, das ist nicht ge-heuer! ...“

Er wechselte noch einen Blick mit dem Andern und fuhr davon. Der zurückgebliebene Kutscher war der, welcher Laura und Herrn von Luranne hergebracht hatte.

Laura hatte, hinter dem Gebüsch verborgen, den Grafen ankommen sehen, war erschreckt über die beiden Schüsse aus dem Garten gestürzt und hatte sich in den Wagen der Gräfin geworfen, dessen Kutscher ihr bekannt war, und dem sie zuzufahren befahl.

sam und ungerecht war die Beschimpfung, ihr Stolz sträubte sich gegen eine Rechtfertigung.

„Und warum haben Sie mich nicht auch gemordet?“ sagte sie mit einem trampfhaften Zucken der Lippen. — „Du bist die Mutter meines Sohnes,“ sagte er. „Und trotz Allem — liebe ich Dich noch.“ — „D!“ bebte sie. — „Ja!“ fuhr er in sanfterem Tone fort. „Es ist so, Valentine. Ich liebe Dich noch immer, ich will versuchen, zu vergessen ...“ — „Dein Verbrechen?“ unterbrach sie ihn. — „Die Schmach, die Du mir angethan hast!“ ent-

gegnete er. „Und wenn Du es willst, kann ich Dir verzeihen.“

Sie zuckte verächtlich die Achseln. Und trocken-Tones sagte sie: „Mein Leben ist zerstört. Für mich gibt es keine Hoffnung, kein Glück mehr. Mir bleiben nur Thränen. Ich habe von Dir keine Verzeihung zu er-suchen und ich will Dein Mitleid nicht. Vergiß Du, wenn Du es vermagst. Ich werde nie vergessen können.“ — „Ver-sinne Dich!“ — „Das thue ich,“ sagte sie und brach in bitterliches Weinen aus.

Bald darauf hielt der Wagen an. Der Kutscher fragte, wo er hin-fahren sollte. Der Graf nannte ihm die Straße und die Nummer sei-nes Palais. Der Wagen fuhr wei-ter.

Am Palaste an-gekommen, be-rührte er den Arm der Gräfin, die noch immer weinte. Er wollte ihr beim Absteigen be-hülflich sein. Sie that, als sehe sie die Hand nicht, die er ihr bot. Sie sprang aus dem Wagen und lief in's Haus, durch den Hof, in ihre Zimmer, in denen sie sich einschloß.

Sie mußte ih-ren Schmerz, ihre Verzweiflung aus-jammern.

Sie dachte nicht an sich, nicht da-ran, was mit ihr ge-schehen sollte, nur an den Un-glücklichen, der sie geliebt hatte und den sie wieder liehte aus voller Seele, und den man vor ihren Augen grausam getödtet hatte.

Dann trat das Bild Laura's vor ihre Seele, und sie erbehte bis in's Innerste des Her-zens.

„O, das Ungeheuer!“ rief sie voll Abscheu. Und sie warf sich auf einen Divan und jammerte und rang die Hände und schrie und schluchzte und betete.

Während dieser Zeit hatte sich der Graf von Buffières auf die Polizeipräfektur begeben und dem Präfekten selber angezeigt, was sich in dem Hause von Ronières zugezogen hatte. Er erbot sich, als Gefangener dazubleiben. Der Präfekt kannte ihn und glaubte ihn vorläufig auf freiem Fuße belassen zu können.

Der Graf gab sein Wort, stets zur Disposition der

(Fortsetzung auf Seite 202.)



Der gefangene Riese. Zeichnung von Gustav Doré. (S. 203.)
(Aus „Arion's rasender Roland“. Verlag von S. Schottländer in Breslau.)

Der Wagen des Grafen hatte noch nicht die Barrière erreicht, als die Gräfin durch das Schütteln zu sich kam und einen erstaunten Blick um sich warf. Plötzlich erinnerte sie sich. Sie fuhr wie von Entsetzen ergriffen vor ihrem Gatten zurück.

„Tobt! Tobt!“ höhnte sie. — „Ich habe meine Ehre gerächt, indem ich Deinen Liebhaber getödtet habe!“ sagte der Graf dumpf.

Ein Blick der Erbitterung flammte aus ihren Augen, sie wollte empört protestiren. Aber sie blieb stumm. Grau-

Beim Jahrmarktphotographen.

Erzählung

von

S. Nipon.

Mit Illustrationen von W. v. Breitschwert.

(Nachdruck verboten.)

In Ulm war Jahrmarkt. Unter dem großen Münster gab es ein buntes Gewimmel von Buden, Zelten, Marktständen, und es wurde verkauft, was man sonst in Läden



nicht absetzen konnte. Es hatte den Anschein, als wäre der Plunder aller Fleischfabrikanten von ganz Deutschland aufgespart worden für diesen Tag, um in Ulm den Leinwandbüchern zu prangen. Das hinderte aber nicht, daß das Geschäft gut ging und „zehn Pfennig das Stück!“ und „zöhe Pfönnig das Stühl!“ schallten aus Sachsen- und Bayernmunde hinüber und herüber in den Budenreihen, und es wurde Geld gewechselt, Waaren zugerichtet, mit der Elle vermessend, abgetrennt. Die Menschen drängten sich und hatten entweder buntstimmende „Zehn-Pfennig-Waaren“ in den Händen, oder trugen neu gekaufte Stiefeln, Peitschenstöcke, Läder, neue Körbe in den Händen und kauften Lebtuchen. Es war mit einem Worte ein Ulmer Jahrmarkt bei schönem Wetter.

Auf solchem durfte natürlich Nanni Spägle von Einsingen nicht fehlen.

Nanni war ein blondes Mädchen mit roten, runden Wäckchen, großen runden Augen, einer runden Stirn, runden Beinen und Armen und stets einem runden Korbe am



Arme, das Einzige, was an ihr nicht rund, war ihr Näschen, die Verkörperung des Sprüchwortes: „Der gerade Weg ist immer der beste.“

Dieser gerade Weg führte auch das Nannele, wie sie im Dorfe genannt wurde, stets ohne jeden Umweg zum Frizle Hugendubel, der auf dem Grünbühl bei seinem Vater schaffte und ein guter bayerischer Bursch war, der seine zehn Leberknödel vertrat, eine tüchtige Portion Bier den Tag über trank, für Zwei arbeitete und wenn Zeit dazu war, betete oder schlief, und einen Waserpfeifenkopf hatte, der nach dem Nannele ihm das Höchste im Leben war.

Das Nannele Spägle hatte er sich aber in den Kopf

geseht zu heirathen, und sollte er mit seinem Alten auch die „größten Händel“ bekommen und sollte auch die Welt untergehen. „Die Kirche bleibt ja stehen, Nannele, wie der Herr Pfarrer gesagt hat, und darin lassen wir uns trauen.“

„Und sollte auch die Kirche neunundneunzig Mal stehen bleiben,“ schrieb der alte Hugendubel seinen Sohn an, dem das Wort Frizle's zu Ohren kam. „Ich will mit den Spägles nichts zu thun haben, es sind nicht meine Leute, und ich danke vor der Familie.“

„Und wenn Kirche und Dorf untergehen und mir's Haus überm Kopf mit einstürzt,“ schrieb Nannele's Vater, der gleichfalls Frizle's Ausspruch erfuhr, seine Tochter an. „Ich pfeif' auf die Hugendubels, es sind nicht meine Leute. Ich will die Großmäuler nicht in der Familie haben.“

Frizle fluchte und warf die Heugabel blutdürstig nach Spägles, die so vorsichtig waren, sobald er nur den Arm erhob, fortzuliegen, und Nannele weinte und zerbrach aus Kummer einen Milchhasen und drei Eier, was durchaus nicht dazu beitrug, ihre Eltern der Partie geneigt zu machen.

Es war eine bittere Zeit des Leides für die beiden Liebenden und eine wüthende für die beiderseitigen Eltern.

Vater Hugendubel verbot seinem Sohn, noch jemals ein Wort mit Nanni zu reden, und Vater Spägle schwor Nanni Alles im Hause an den Kopf zu werfen, wenn er noch einmal erführe, daß sie mit Frizle an der Donau spazieren gegangen.

Nanni fuhr einen Augenblick der Gedanke durch den Kopf, sich geradewegs in die Donau zu stürzen, dann aber aß sie einen Hasen gestandene Milch aus und ihr wurde besser, und Frizle brachte an diesem Abend einen solchen Kapitaltrausch mit nach Hause, daß sein Vater ihn nicht in's Haus ließ und er im Kuhstall schlafen mußte.

So haben sich die geprüften Liebenden zwei Monate kaum und ein heller, verstohlener, schneller, schöner Blick war ihr einziger Verkehr gewesen, aber der Blick sagte ihnen, daß trotz Rausch und saurer Milch ihr Kummer noch immer derselbe wäre, und ihre Trauer nicht wankte und sie die Hoffnung nicht aufgaben.

Der Ulmer Jahrmarkt ist in Einsingen ein Ereigniß und ein Abschnitt der Zeitrechnung. Bis zu diesem Tage wird geplaut und bis dahin gibt's viel Wünsche und Sorgen, Sparen, Schwätzen, man rechnet bis zum Ulmer Jahrmarkt und rechnet wieder von ihm abwärts.

Frizle's Vater rechnete, einige Fuder überzähliges Heu dann vorteilhafter als zur stillen Zeit loszuschlagen, und Nannele's Vater eine bedeutende Quantität Eier, welche zu dieser Zeit des allgemeinen Kuchenbackens hoch im Preise standen. Der Bauer Hugendubel schickte seinen Sohn mit dem Heu nach Ulm, Bauer Spägle seine Nanni. So konnten Beide auf den Jahrmarkt fahren nicht bloß als zeitdörschlagende Zuschauer, sondern als handelnde Personen, und es wurde Geld gewonnen anstatt verschleudert — denn so begierig die junge Welt ist, auf dem Jahrmarkt allerlei Markttram, wie bunte Bänder, bunte Tücheln, stählerne Schnallen und schöne Glasperlen zu kaufen, so abgeneigt ist das reifere Alter dergleichen Flittertram, an den sich für sie mancherlei bedeutungsvolle, nicht immer beitere Jugenderinnerungen knüpfen; wie beispielsweise an ein großes Pfefferluchensberg, der jetzt nichts weniger als erfreuende Anblick der stets brummelnden Frau Bäuerin; an eine Tabakspfeife mit dem Silberdeckel die Gegenwart des Herrn und Gemahls, der meist sackgroß war und trank.

Vater Hugendubel war überaus sparsam, Vater Spägle überaus knauserig. Frizle war eingepreßt worden, sein Heu zu verkaufen und dann, ohne viel Krimstrams einzukaufen, schnell nach Hause zurückzulehren. Nanni erhielt die Ermahnung, ihre Eier beim Konditor Niehwarz abzugeben und für ihre paar Pfennig Ersparnisse sich keine zauberhaft roten Wachsengel auf einem heftig blauen Atlasfissen, wie beim letzten Markt, zu kaufen, sondern gute Schuhbänder und dergleichen. So fuhr denn Frizle vom Hofe und Nannele zog mit ihrem Korb auf dem Kopf fürbas dem lustigen Ulm zu.

Nanni hatte ihre Eier bald abgesetzt, der Erlös dafür wanderte in den Lederbeutel und aus ihrem Lädchen von Blech nahm sie jetzt ihre Spargroschen. Der elterlichen Mahnung getreu, kaufte sie sich auch Schuhbänder, aber man kann sich doch nicht für zwei Mark Schuhbänder auf Lager legen, dieß überdachte Nanni und ging mit ihrer Mark zwischen den Budenreihen spazieren. Schmalzkuchen duften gut, und Nanni legte sich einige in ihren Korb, essen und trinken mußte sie doch, dagegen dürften ihre Eltern nichts haben, und ob sie für zwanzig Pfennig Brod oder für dieß Kapitälchen Kuchen aß, war Privatfache ihres Magens. Auch ein Einstecklämmchen hatte sie nöthig für ihre blonden Haare und zwar ein recht schwarzes. Für vierzig Pfennig gibt es schon solche, und was schadet das viel, wenn sie ein oben geschnittes nimmt, der Unterschied beträgt nur zwanzig Pfennig, und der Händler versichert, er sei für vierzig Pfennig dauerhafter, also sind hiebei noch zwanzig Pfennig verdient und Nanni ließ einen Sechzig-Pfennig-Kamm in ihre Tasche wandern. Jetzt aber hatte sie noch viel Geld übrig; bis es wieder Jahrmarkt war, dauerte es lange. Was konnte sie wohl nun noch einkaufen, worüber Vater Spägle und Mutter Spägle nicht zankten?

„Sie schöne Jungfer! Wolln's a Photographie von sich? Für sechzig Pfennig erbalten's an Bild von sich, das ohne mit Kind und Kindeskind noch erfreu'n wird!“

Diese Worte schreckten Nanni aus ihrem Sinnen. Sie schaute verblüht in die Höhe, sah über eine ganze Sammlung schön eingerahmter Photographieen die große Inschrift: „In fünf Minuten!“ Sie stand nachdenkend still, „sechzig Pfennig eine Photographie!“ Ja, das war etwas! Damit könnte sie ihren Eltern eine Freude machen und sich photographiren lassen und wäre ihr Geld so nützlich los geworden und sehen 'mal, wie sie ausschaute in einem Bilde, das nicht verschwindet, wie das im Spiegel. Gegen einen solchen Zimmer schmuck würde auch weder ihr Vater noch die ebenso sparsame Mutter etwas haben, überlegte Nanni, und dann sprach sie der Photograph mit „Fräulein“ an, und was sind sechzig Pfennig! Nanni griff an ihre Tasche, ob sie das



Geld überhaupt noch habe, und schritt dem sich schnell und elegant zurückziehenden Mann in die geheimnißvolle Bude nach. Da duftete es scharf wie in der Apotheke, und es standen Stühle dort mit hohen Lehnen, und ein Tuch verhing ganz unheimlich die wunderbare Maschine, welche jetzt Nanni's dicke, runde, blonde, rothbackige Person abkenterfeien sollte.

Während der Photograph nun Nanni's schwarzes Tassthäubchen malerisch gruppierte und sie unterwies, ihre Hände nicht wie Krallen zu halten, die ihre Kniee zerfleischen wollten, auf ihren Schooß zu legen, und Nanni große Sorge hatte, daß ein blondes Haarringelchen, welches sie gar zu gern über der Stirn trug, nicht holzengerade bergauf stände, ereignete sich vor der Leinwand der Bude etwas, woran Nanni am allerwenigsten dachte.

Frizle hatte sein Heu verkauft und nahm es mit der Zeit nicht ganz so genau als sein Vater. Er hatte Nanni zum Markt gehen sehen, und nachdem er einige Gläser Bier und zwei Schnäpse getrunken hatte — der Morgen war frisch und Essen und Trinken hält den Leib zusammen — das war ein Ausspruch, den sein Vater oft im Munde führte — schlenderte er zwischen den Budenreihen umher, sich ansehend, was auf diesem Markt ausgelegt war, und von einer geheimen Ahnung befeelt, hier sein Nannele vielleicht treffen und sprechen zu



können. Denn der Markt war ein neutrales Terrain, auf den Markt hin reicht weder die Autorität des Vaters noch der Mutter, das ist ein Wall, an dem die Lehren des Pfarrers wie Schemen zerbrechen. Für den Bauer ist der Markt eine Art Freistadt, wie der Tempel Diana's für den alten Griechen. So schaute der Frizle ohne irgend welche Gewissensbisse sich wacker um.

Halt, da schimmerte ein Zipfel ihrer blonden Köpfe, das war ihr Korb!

Frizle macht vor Vergnügen einen kühnen Schwanker mit seiner Pfeife. Jetzt kann er die ganze geliebte Gestalt seines Nannele sehen, nur den Kopf verbirgt ein großes Pfefferluchensberg, das an einer Binde hing, und den einen Arm ein Kinderfädel, während die andere Hand durch eine Trommel geziert wurde.

(Schluß folgt.)

(Fortsetzung von Seite 200.)

Polizei zu bleiben. Ein Kommissär mit zwei Sicherheitsagenten wurde unverzüglich nach Assnières entsendet.

Sie fanden leicht das bezeichnete Haus, in dessen Garten bereits eine Menge Menschen versammelt waren, die das schreckliche Ereignis besprachen.

Der Kommissär betrat das Haus, in welchem, wie gesagt, Alles offen stand. Blutlachen bedeckten den Teppich des Salons, aber der Leichnam, den er suchte, war verschwunden. Auf seine Nachfragen erfuhr er, daß der Mann nicht todt gewesen sei. Mit Hilfe eines Kutschers hatte er in einen Wagen steigen können und war nach Paris zurückgefahren.

Nur zwei, drei von den Neugierigen hatten die Schüsse gehört und den Verwundeten gesehen. Was im Hause selber vorgefallen sei, wußte Niemand.

Der Polizeikommissär war sehr verdrießlich über die Erfolge seiner Untersuchung. Wenn er wenigstens den Namen des Opfers gekannt hätte! Aber der Graf von Buffières hatte den jungen Mann selber nicht gekannt.

So blieb dem Kommissär nichts übrig, als das Haus zu verschließen und nach Paris zurückzukehren.

8.

Man kann sich den Schrecken des alten Herrn von Luranne und Juliens vorstellen, als Lucien, vom Kutscher geflüht, todtbleich, verwundet, blutbedeckt und fast sterbend nach Hause kam. Es war ein herzzerreißender Anblick.

Kaum auf seinem Lager, wurde der Arme, geschwächt von seinem Blutverluste, ohnmächtig.

Julie jammerte laut am Bette. Herr von Luranne, ebenso außer sich, sandte schnell nach einem befreundeten Arzte und ließ auch den berühmtesten Wundarzt von Paris benachrichtigen. Der arme alte Mann befragte den Kutscher. Dieser konnte ihm nur sagen, was er wußte, und das war wenig genug.

Nur eins ward aus dem Ganzen für Herrn von Luranne klar: Lucien war verrätherischerweise in einen Hinterhalt gelockt und dort verwundet worden. Aber von wem? Wer war der Thäter? Wie ihn entdecken?

Vor Allem aber mußte für Lucien gesorgt werden. Derselbe war unterdessen wieder zu sich gekommen. Er lächelte seinem Vater schmerzlich entgegen und reichte ihm die Hand, während Julie seine andere hielt. Der alte Mann küßte sein Kind auf die Stirn.

„Wie gut ist es hier, bei euch!“ flüsterte Lucien. „Ich hatte Furcht, dort zu sterben. Ich habe euch noch einmal sehen wollen.“ — „D schweig, schweig!“ rief der alte Mann schmerzlich. „Du wirst nicht sterben! Wir werden Dich retten, wir werden Dich retten!“

Der Arzt, welcher bald darauf kam, untersuchte den Verwundeten. Er hatte zwei Kugeln im Leibe. Die eine in der Schulter, die andere in der Brust. Er fand den Fall sehr ernst. Er forderte, daß man noch einen Spezialisten berufe. Dieser zweite Arzt erklärte, der junge Mann sei rettungslos verloren.

Ein edles Organ war verletzt. Man entfernte die jammernde Schwester, der man die Wahrheit verhehlte, vom Bette.

Lucien blieb mit seinem Vater allein, nachdem ihm alle Erleichterung verschafft worden war.

„Vater,“ sagte Lucien matt, „jetzt, da wir allein sind, kannst Du mir sagen, was die Aerzte über mich denken, fürchte nicht, mich zu erschrecken.“

Der alte Mann senkte schweigend das Haupt. „Ich verstehe,“ flüsterte der Verwundete. „Ich bin verurtheilt, der Tod steht an meinem Lager. Glaube mir, Vater, ich sterbe gern; ich hätte ja ohnedies nicht lange leben können mit dieser unglücklichen Liebe im Herzen, die nichts zu verlöschchen vermochte, früher oder später hätte sie mich doch getödtet.“

Diese Worte waren ein Lichtstrahl für den Vater.

„Lucien!“ fragte er trübe, „Du hast die Gräfin von Buffières wiedergesehen!“ — „Ja, einmal.“ — „Heute, in Assnières?“ — „Ja.“ — „O, jetzt verstehe ich Alles!“

„Der Graf ist seiner Frau gefolgt, er hat uns miteinander gefunden, gerade als wir erriethen, daß man uns in eine Falle gelockt habe.“ — „In eine Falle! Ich ahnte es!“ — „murmelte der Vater dumpf. — „Der Graf war wie von Sinnen. Ehe ich ihm noch eine Erklärung geben konnte, ehe noch Valentine zu Worte kam, hatte er auf mich geschossen. Er glaubte jedenfalls, daß ich seine Ehre verletzt habe. Aber ich schwöre Dir, Vater, ich schwöre es Dir beim Andenken der theuren Mutter, die Gräfin von Buffières ist unschuldig; sie hat ihre Pflicht nie verletzt, sie ist ein edles, heiliges Geschöpf!“ — „Warum aber tragt ihr euch in Assnières?“ — „Ich habe es Dir schon gesagt, man hat uns in eine abscheuliche Falle gelockt.“

„Wer? Der Graf?“ fragte der Vater drohend. — „Nein, der Graf war gleich mir, gleich seiner Frau das Opfer.“ — „Wessen?“ — „Eines Weibes, das mit uns da war.“ — „Ihr Name?“ — „Woju ihn Dir nennen? Das Uebel ist nicht wieder gutzumachen. Ihr Name! Er stößt mir Abscheu ein, ich mag ihn nicht über die Lippen bringen. Suchen Sie nicht, ihn zu erfahren. Uebriens rächt sich ein Mann wie Sie nicht an einem Weibe und wäre es auch das schlechteste. Er begnügt sich damit, es zu verachten.“

Aber der Alte sprach: „Die Gerechtigkeit rächt sich nicht, wenn sie einen Schuldigen trifft, sie straft!“ — „Ja,

Vater, ja; aber auch Gott ist ein Richter, der höchste Richter; überlasse ihm die Bestrafung jener Unglücklichen!... Aber noch eine Bitte habe ich an Dich!...“ — „Sprich, mein Kind, o sprich!“ — „Vater, der Graf von Buffières ist unwürdig belogen worden, er handelte im Irrthum.“ — „Er hat mein Kind gemordet!“ zürnte der Greis. — „Er fand mich mit seiner Gattin, er hatte das Recht, mich zu tödten!“ — „Das Gericht wird darüber entscheiden.“ — „Vater, Vater, laß mich ruhig sterben; schau! keinen Streit, keinen Lärm, keinen Skandal laß um meinen Sarg toben, wenn Du mich jemals geliebt hast! Erfülle mir diese letzte Bitte! Vergib dem Grafen. Verfolge ihn nicht, schütze ihn, vertusche die traurige Sache — um meinetwillen! Um Valentines willen! Die Arme, Schuldlose würde das Opfer aller bösen Zungen werden, bedenke das! Habe Erbarmen mit der Gräfin Buffières! Versprich mir Schweigen!... O, Du weinst, Du weinst, lieber, lieber Vater! Ich sehe, Du erfüllst meine letzte Bitte. Habe Dank! Jetzt kann ich ruhig sterben und in Frieden dahingehen. Beklage mich nicht: ich liebe sie, und ich darf sterben um ihretwillen!“

Der Graf neigte sich schluchzend über ihn. „Du gibst mir Dein Wort?“ flüsterte der Sohn. — „Ja, mein Liebling, mein Alles!“ — „Und jetzt noch eins. Ich... ich möchte schreiben!...“ — „Du bist zu schwach, mein Kind...“ — „O nein, Du wirst sehen. Ich möchte schreiben!...“ — „An wen?“ — „An Sie!“ — „Lucien!“

„Du wirst's ja lesen, Vater. Bitte, bitte, laß mich!“

Der alte Mann brachte ihm alles Nöthige auf die Bettdecke. Dann richtete er den Sterbenden auf und hielt ihn an die Brust geklebt. In dieser Stellung schrieb Lucien mit zitternder Hand:

„Frau Gräfin!
„Ich sterbe. Die Ursache meines Todes wird ein Geheimniß bleiben. Der Name und die Ehre des Grafen von Buffières soll makellos bleiben. Kein Schatten darf auf Sie fallen, auf Sie, das reinste, tugendhafteste und edelste Weib!“

„Sie werden dem Herrn Grafen leicht unsere Unschuld beweisen können, indem sie ihm die Verrätherie des elenden Geschöpfes enthüllen, in deren Schlingen wir gefallen sind, und das sich Ihre Freundin nannte.“

„Herr von Buffières hat mich getödtet, weil er uns für schuldig hielt. Aber sagen Sie ihm, daß ich Sie zu heiß geliebt habe, um die Achtung gegen Sie zu vergessen, und daß ich ihm sterbend verzeihe. Meine Augen werden dunkel, leben Sie wohl, leben Sie wohl!“

Lucien von Luranne.“

Lucien starb noch in derselben Nacht. Ohne Klage, mit einem Lächeln auf den Lippen.

Am nächsten Tage sandte der gebeugte Vater die letzten Zeilen seines Sohnes an die Gräfin von Buffières. Er selber schrieb dazu:

„Mein Sohn ist todt, Frau Gräfin. Indem ich Ihnen diesen Brief sende, erfülle ich seinen letzten Willen; derselbe enthält Ihre vollständige Rechtfertigung. Mein Sohn ist gestorben, indem er seinem Mörder vergab. Auch ich vergebe, um seinetwillen. Der Himmel tröste Sie und gebe Ihnen das Glück, das Sie verdienen. Das war das letzte Gebet meines armen Lucien, und es ist auch das meinige.“

Darauf that er alle Schritte, um jede Untersuchung über den Vorfall niederzuschlagen, was ihm auch gelang.

9.

Der Morgen fand die Gräfin von Buffières wach und in Thränen.

Ihre Lage war schrecklich. Wie sie gesagt, ihr Leben war zerstört. Für sie gab es weder Frieden noch Glück mehr. Ihr Herz hatte sich für immer geschlossen für ihren Gatten.

Die Eifersucht des Grafen, seine bizarren Launen hatten ihm seine Gattin entfremdet, das Blut eines Unschuldigen, welches er roh vergossen, trennte sie für immer von ihm. Die Beiden konnten fortan nicht mehr nebeneinander leben.

Die Gräfin faßte einen ersten Entschluß. Sie wollte ihren Gatten verlassen und sich in tiefer Einsamkeit begraben. Nur der Gedanke an ihr Kind, von dem sie wußte, daß man es ihr nicht mitgeben werde, ließ sie noch zögern. Aber der Schrecken, der Abscheu, den sie vor ihrem Manne fühlte, ließen sie auch dieses letzte Bedenken überwinden. Und dann — ihr Kind gehörte ihr ja so wenig!...

Und noch eins hatte Frau von Buffières fest beschlossen: sie wollte dem Grafen ihre Unschuld nicht beweisen, sie wollte sich vor ihm nicht rechtfertigen.

In diesem Entschlusse lag der ganze edle Stolz eines tiefverletzten, reinen Herzens.

Wollte sie durch ihr Schweigen dem Grafen einen Gewissensbiß ersparen? Vielleicht. Sicher ist es aber, daß die Furcht, von ihrem Gatten nicht fertgelassen zu werden, die Abneigung vor dem Gedanken, an seiner Seite weiterleben zu müssen, viel zu diesem Schweigen beitrugen.

Sie kleidete sich rasch an und klingelte der Kammerfrau. „Mariette,“ sagte sie, „es sind Kisten und Koffer in den Garderobezimmern des Palais. Lassen Sie einige derselben hieherbringen und packen Sie Alles hinein, was mir gehört.“

Mariette hatte gleich den übrigen Diensthofen eine starke Ahnung davon, daß die Dinge zwischen dem Grafen

und der Gräfin schlimm standen. Trotzdem glaubte sie ein wenig die Ueberraschte spielen zu müssen.

„Nun, Mariette? Was schauen Sie so erstaunt? Haben Sie mich nicht verstanden?“ — „Das wohl, Frau Gräfin. Ich fragte mich nur...“ — „Was?“ — „Ob die Frau Gräfin eine Reise unternehmen werden?“ — „Ja, ich werde reisen.“ — „Weit?“ — „Sie werden es sehen, wenn Sie mich begleiten.“ — „Ich gehe mit der Frau Gräfin bis an's Ende der Welt!“ — „Nun, dann spüren Sie sich, Mariette, denn wir reisen noch heute Abend ab. Sie werden auch Germain bitten, daß er mir eine Postkasse bestell.“

Mariette entfernte sich und requirirte einen der Bedienten, der ihr gewaltig den Hof machte, zum Suchen und Herbeischaffen der nöthigen Koffer.

Währenddem wurde der alte Diener der Lurannes gemeldet. Der alte Mann hatte die Augen voller Thränen, wie er vor die Gräfin kam. Diese erkannte ihn augenblicklich und begann zu zittern wie Espenlaub. Der Diener reichte ihr schweigend einen Brief. Sie zerriß das Couvert und durchslog zuerst die Zeilen des Vaters. Sie glaubte, ihr Herz müsse ihr brechen. Dann las sie den Brief Lucien's. Da konnte sie aber ein Schluchzen nicht mehr unterdrücken. Sie preßte ihre Lippen auf die beiden Blätter. Dann wandte sie sich an den alten Diener. Sie sagte: „Sagen Sie Herrn von Luranne, daß ich für seinen Sohn beten werde, und daß ich mit ihm weine.“

Der Diener verbeugte sich tief und entfernte sich, nach rückwärts gehend, ohne ein Wort gesprochen zu haben.

Die Gräfin begab sich in ihr Boudoir und verschloß dort die beiden Briefe in ein kleines Kästchen aus Silber.

Herr von Buffières erfuhr bald, daß die Gräfin Koffer packen lasse und das Palais noch an demselben Tage verlassen wolle. Er ließ die Gräfin um eine Unterredung bitten. „Der Herr Graf wird mir willkommen sein,“ war ihre Antwort.

Der Graf eilte in das Zimmer seiner Gattin, wo bereits die Unordnung einer Reisevorbereitung herrschte.

„So ist es also wahr?“ sagte er. „Sie wollen abreisen?“ — „Heute noch.“ — „Wirklich?“ — „Es ist mein Recht.“ — „Vielleicht. Aber Sie werden keinen Gebrauch machen davon. Valentine, ich beschwöre Sie, überlegen Sie, so lange es noch Zeit ist. Hören Sie mich! Ich liebe Sie so heftig, daß ich das Geschehene vergessen will.“ Sie schüttelte das Haupt.

„Herr Graf, es gibt Dinge, die sich nicht vergessen lassen: das Blut, das Sie vergossen haben; der Leichnam, der uns trennt.“ Der Blick des Grafen verbüsterte sich.

„Es ist unvorsichtig von Ihnen, so zu sprechen,“ sagte er mit verhaltener Stimme. „Wenn ich Ihnen keinen Vorwurf mache, wenn ich keine Rechenschaft fordere für den Schimpf, den Sie mir angethan, so sollten Sie schweigen wie ich. Man ist kein Verbrecher, wenn man seine Ehre rächt. Ich habe einen Glenden getödtet, einen Freiling!...“ — „Herr Graf, beschimpfen Sie nicht Ihr Opfer!“ rief sie. — „Sie wagen es, ihn vor mir zu verteidigen!“ — „Vor Ihnen und vor aller Welt!“ — „Aber das ist ja Schamlosigkeit!“ schrie er. — „Nein, Herr Graf, es ist gerechte Empörung!“ — „Sie haben ihn vor unserer Heirath geliebt.“ — „Ich leugne es nicht. Ja.“ — „Weshalb haben Sie mir dann Ihre Hand gereicht?“ — „Weshalb? Weshalb?... Weil ich zum Unglück bestimmt war! Aber wenn Sie schon Ihre Ehre rächten, ohne zu wissen, ob dieselbe in Gefahr war, weshalb haben Sie nicht auch mich getödtet? O, hätten Sie es doch gethan! Hätten Sie mich doch von der Last dieses Daseins befreit!“

(Fortsetzung folgt.)

Vor dem Alkalden.

(Bild S. 197.)

Das ist allerdings eine kritische Lage, in welcher sich dieser junge Mann da vor dem spanischen Ortsrichter befindet. Sein Herz scheint so groß zu sein, daß zwei Sektors, das will sagen zwei schwarzhaarige, feueräugige junge spanische Frauenzimmer, bequem darin Platz haben, — dennoch hat es sichtlich der flotte Barsche vermieden, der Einen zu sagen, daß schon eine Andere Ansprüche an ihn machen darf. Er behauptete beiden seine unwandelbare Liebe, seine ewige Treue, versprach Jeder, sie zu heirathen, schenkte und nahm zierliche Pastellbildchen, brachte Guitarrchen vor den Fenstern seiner Holden, schrieb glühende Briefe an Beide, bis die Sache herauskam. In Spanien ist solche Weitherzigkeit unangenehm als bei uns etwa — die spanischen Schönen verstehen darin keinen Spaß, hohe Courtmacher gibt's dort nicht lange. Im Lande des Weins und der Gesänge heißt es: Entweder — Oder — Du hast bei mir nichts zu suchen, wenn Du mich nicht so bald als möglich zu Deiner Frau machen willst.“

Begen diesen Grundlag spanischen Lebens hat der junge Mann verstoßen und die Folge davon ist eine Verhandlung vor dem Alkalden. Da sind beide Schönen nun erschienen und eine hohe Geistlichkeit auch, der Sünden steht da wie ein Streichhölzchen zwischen zwei Feuer.

Die Köchin und die Nähterin — Beide haben Bilder und Briefe in die Hand des Alkalden gelegt, die Köchin versteht ihre Sache sehr laut, die Nähterin mit Kraft und Gewandtheit zu führen. Wie wird der junge Mann aus dieser Schlinge sich ziehen, wird er sich weiß brechen können von dem Vorwurf des Leichtsinns, der absichtlichen Täuschung, des Betrugs an einem dieser Herzen?

Welche von Beiden wird ihn gewinnen? Wird die Köchin überhaupt einer der beiden Holden zu Theil werden? Wie wird der Alkalden und der Herr Pfarrer entscheiden? Es ist ein reizvolles, spannendes Bild spanischen Volkslebens, das J. Worms hier uns vorgezaubert.

Aus Natur und Leben.

Das Schlafen bei offenem Fenster und die Nachtlust.

Ob das Schlafen bei offenem Fenster schädlich sei — diese Frage wird ebenso oft bejaht als verneint. Hören wir einen erfahrenen Arzt darüber sich aussprechen. Derselbe schreibt: „Die Nachtlust ist kühl und feucht und reich an Kohlensäure, einer den Lungenathmungswegen und dem Athmungsprozess feindlichen Gasart. Sie entwickelt sich reichlich aus den Pflanzen, insbesondere aus dem Laube hoher Baumgruppen in den Gärten, wenn das Licht der Sonne ihnen fehlt, also in der Nacht, daher ist schon aus diesem Grunde das Offenlassen der Fenster eines Schlafzimmers, in welches die Gartenluft einströmt, zu widerrathen. Direkt nachtheilig aber wird die Nachtlust dann, wenn das Bett so steht, daß die einströmenden kühlen, feuchten Luftwellen, wenn auch noch so sanft, dem Schlafenden empfindlich werden, sein Gesicht, seinen Hals, Schultern, Arme oder andere Körperteile, die er im Schlafe entblößt, berühren können. Die nächste Folge dieser Verührung, wenn sie auch nur einen kurzen Zeitraum währt, ist, weil fast ausnahmslos die Haut im Schlaf zur Transpiration neigt und so viele Menschen besonders am Kopf und Antlitz im Schlaf stark schwitzen, eine Unterdrückung derselben. Die Hautkapillargefäße ziehen sich bei der kühleren Luftströmung zusammen, drängen das sie enthaltende Blut nach innen, in die tiefer liegenden Gewebe zurück, was eine Stauung des Blutes, Kongestion nach inneren Organen verursacht. Aber auch die Hautnerven, welche diese kühlere Luft empfinden, werden alterirt, gereizt, können in Zuckung, Vibration gerathen, oder auch theilweise paralytisch werden, ihre Reizbarkeit wird, wenn auch nur vorübergehend, in kleinen Resten derselben gelähmt, oder der nachtheilige Einfluß der partiellen Erkältung äußert sich in fröstelnd prickelnder Empfindung oder in Empfindungsanomalien, in stichartigen Stichen in den Gesicht, Hals- oder Schultertheilen, die am längsten von der Nachtlustströmung berührt worden sind. Ich habe in früheren Jahren es ebenfalls nicht geküht, bei offenem Fenster zu schlafen, aber mich genügend davon überzeugt, daß wenn die feuchtkühlen Luftwellen das Bett umströmen, so daß das Gesicht oder andere Körperteile von ihnen, wenn auch noch so sanft, geschüttelt und gekühlt werden, recht schädliche, nachhaltige Folgen eintreten können. Ob es unter diesen Umständen auch möglich sein könne, wie neuerdings öffentlich mitgetheilt wurde, mit plötzlicher Blindheit geschlagen zu werden, wollen wir unentschieden lassen, weil wir nicht wissen, wie der Gesundheitszustand, insbesondere der des Gehirns und der Augen, bei dem Betroffenen am Tage vor dem Anfall beschaffen gewesen ist. Für undenkbar aber halten wir es nicht, daß wenn ein stark schwitzender, vollblütiger Kopf und solches Antlitz im Schlaf vom kalten Luftstrom einige Stunden lang anhaltend überströmt worden ist, eine Gehirn- oder Augenapoplexie eintreten könne. Jedenfalls muß man allen Personen, welche im Schlafe zu schwitzen pflegen, oder mit einem vollblütigen, heißen Kopf und Gehirn und Gesicht, oder mit einem von allgemeiner Hitze ergriffenen Körper sich Abends zu Bett begeben, ernstlich empfehlen, die Fenster des Schlafzimmers nicht der Nachtlust zu öffnen. Auch Personen, die ihre empfindliche Haut kennen, rheumatisch affigirt sind, an Husten, Heiserkeit, an kranken Athmungsorganen leiden, haben alle Ursache, die Fenster dagegen zu schließen. Die Morgenluft, eine, zwei Stunden nach Sonnenaufgang im Sommer, ist Goldes werth, die möge man einströmen lassen, vorausgesetzt, man schlägt seinen Körper vor der direkten Einwirkung der Luftwellen auf die Haut, aber die feuchte, kühlte Abend- und Nachtlust, zumal wenn sie aus baumreichen Gärten in ein kleines, niedriges Schlafzimmer strömt, kann die Gefahr eines Strokes haben. Vollkommen gesund schlafende Menschen, die in einem hohen, weit geräumigen Zimmer schlafen, mögen das Fenster offen halten, aber die Schlafstätte so wählen, daß der leise Windhauch oder die Luftströmung nicht dahin gelangen kann.“

Humoristische Blätter.

Anekdoten und Witze.

Distanzschätzung.

Hansl: Na, schon j'rud? Dös war halt a Weg — dös Weiten!
Seypp: Ah d'Weiten hätt' nig g'macht — aber dös Läng'!

Bei der Aushebung.

Arzt: Warum ist denn Ihre rechte Schulter höher?
Rekrut: Weil die linke niedriger ist.

Das erforderliche Gedächtniß.

Wirth: Ich schreibe Ihnen nicht mehr auf, Herr Pompe.
Pompe: So! — werden Sie sich auch meine Besche merken können?

Zur Zeit, als der kürzlich verstorbene Baron Ricafoli Ministerpräsident in Italien war, sollte eines Tages eine wichtige Konferenz unter Vorhitz des Königs stattfinden. Alle Minister waren schon versammelt, nur König Viktor Emanuel ließ auf sein Erscheinen noch warten. Man erkundigte sich nach dem Grunde des Wegbleibens und erfuhr, daß der König ausgeritten sei. Es verging eine Viertelstunde nach der andern, man wurde ängstlich und befürchtete, es sei dem König ein Unfall zugefallen. Endlich sprengt er mit verhängten Zügeln in den Hof, tritt kurz darauf in den Konferenzsaal und entschuldigt sein verspätetes Erscheinen. Ein Minister beginnt mit seinem Vortrage. Während desselben erzählt der König dem Minister Ricafoli, der neben ihm saß, er habe zu Pferde eine steile Anhöhe hinanpringen wollen, das Pferd habe jedoch verjagt, er aber habe es immer wieder angepöppelt, bis er es endlich bezwungen. Hierauf wendete sich Viktor Emanuel an Ricafoli mit der Frage: „Was sagen Sie dazu?“ Ricafoli erwiderte ruhig: „Amiro il buon senso del cavallo.“ (Ich bewundere den Verstand des Pferdes.)

Interessante Bücher.

(Bild S. 200.)

Weihnachten naht heran und die sorgsamsten Geber sehen sich nach Geschenken um, mit denen sie ihren Lieben eine Freude bereiten können. Es sind vor Allem die Eltern, welche ihren Kindern eine rechte Festfreude machen wollen, und für solche möchten wir in diesen Zeilen eine Anzahl Bücher aufführen, die durch Inhalt wie Ausstattung vorzüglich für die Jugend und zu Weihnachtsgaben uns geeignet erscheinen. Der unermüdeten Spamer'schen Verlagsbuchhandlung gebührt wohl der Preis, für die heranwachsende Jugend am fleißigsten zu schaffen, die größte Zahl der verschiedenartigsten Geschenkbücher hervorzubringen. Wir wollen die diejährigen Novitäten dieses Verlages in Kürze hier vorführen. Ganz billig und doch hübsch ausgestattet und schön gedruckt sind die neuen Volksbücher, von denen für dieß Jahr erschienen sind: „Faet, der Safranhändler,“ von Ph. Körber, neu bearbeitet von E. Michael, gehörig zur Abtheilung: „Zur Schule des Lebens“ (Nr. 1). Nr. 2 dieser Gattung ist das Werkchen: „Leonhard Thummet“, von demselben Verfasser. Mehr für das Land geeignet erscheint uns: „Die Begebenheiten im rothen Jgel oder Die Wirthshauspeß“ von Michael — nach einer Bismarck'schen Schrift. Sehr spannend und interessant ist „Das Geister-schiff“ oder „Die Sage vom fliegenden Holländer“ von Franz Otto. „Doña, der Bauernkönig“ hat historischen Charakter; die Erzählung hat E. Demelen zum Autor und spielt in Ungarn um 1514. Das letzte dieser Volksbücher ist Land und Völker schildern und führt den Titel: „Die schwarzen Napoleone in Südafrika“ von A. Passow. Es behandelt theilweise den Krieg mit den Zulus und die Bantuvölker. Sämmtliche dieser Volksbücher, die vorzüglich für Knaben von 12—15 Jahren sich eignen, enthalten Illustrationen, die sehr interessant sind. In der Klasse: „Neue Jugend- und Hausbibliothek“ sind die auch für Erwachsene angenehm und lehrreich zu lesenden Bücher: „Unter dem Kreuz. Kulturgeschichtliche Erzählungen aus dem christlichen Alterthum“ von B. Schulze, mit 35 Textabbildungen, fünf Tonbildern und einem bunten Titelbilde. In gleicher Weise empfiehlt sich: „Unjere Vorzeit“ von Dr. W. Wagner, zweiter Band, „Deutsche Heldenjagen“, ein mit Bildern überaus reich ausgestattetes Werk, die Sagenkreise der Amelungen, Ribelungen, den karolingischen Sagenkreis: König Artus's Graal, Tristan und Isolde und Tannhäuser sehr hübsch und kenntnißreich behandeln. Gleichfalls zum ersten Genre gehören „Die biblischen Geschichten“ von H. Mehl, ein ansprechender Band, gut erzählt und reich wie anziehend illustriert. Ebenso an Erwachsene wie an die reifere Jugend wendet sich „Das alte Wunderland der Pyramiden“, von Dr. R. Opper. Das Buch schildert das alte Aegypten geographisch-geschichtlich, gibt kulturhistorische Bilder aus der Vorzeit, die Periode der Blüte und den Verfall des Nillandes. 200 Textabbildungen, Hieroglyphen, Alphabete, sowie vier Buntbilder schmücken den prächtigen Band. Ein eigentümliches Buch ist betitelt: „Der Tempelbau der vorchristlichen und christlichen Zeit“. Das hübsche Werk, herausgegeben von Dr. J. R. Diepolder, ist sojagene eine populäre Geschichte der bildenden Künste im Dienste der Religion bei den Heiden, Juden, Mohammedanern und Christen. Es wird zur Einführung in die Geschichte und das Studium der christlichen Kunst dienen und ist für Gebildete aller Stände berechnet. Sehr nützlich ist hier vor Allem die reiche Illustration (gegen 200 Textabbildungen). Da wir von den Geschenken für Erwachsene sprechen, sei es uns gestattet, auf das Werk: „Bild und Wald“ (auch bei Spamer in Leipzig erschienen), ein Bademeum für Jäger und Jagdfreunde, von dem bekannten R. Ph. v. Thüngen, hinzuweisen. Der Name des Autors bürgt hier für den Werth und die Vortrefflichkeit des Inhalts. Das in Dreierform geschmackvoll gebundene Buch hat zahlreichen bildlichen Schmuck. — Für den Handelsstand möchten wir nicht unterlassen zu erwähnen, daß auch das berühmte „Taschenbuch für Kaufleute“ von L. Rothschild in erneuter 26. Auflage erschienen ist (Spamer's Verlag). Das beinahe tausend Seiten starke Werk gibt bekanntlich das Ganze der Handelswissenschaft in gedrängter Darstellung, herausgegeben von einem Verein hervorragender Handelslehrer, und ist ein unentbehrliches Hülfsmittel besonders für Jünglinge des Handels. — Völlig den Charakter eines Prachtwerkes besitzt Ariost's „Rafender Roland“, illustriert von G. Doré, metrisch überseht von Hermann Kurz, eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von Paul Heyse (Breslau, Schottländer). Es vereinigen sich hier drei berühmte Namen, um dem Werk innern Gehalt zu geben, und die Verlagshandlung hat das Mögliche gethan, durch herrliches Papier und schönen Druck das Buch zu einem wirklichen Prachtwerk zu machen. Doré's phantastische Genialität ist bekannt; wir geben S. 200 eine Illustrationsprobe der Art, wie der berühmte französische Zeichner seine Bilder gehalten hat. Die Kurz'sche Uebersetzung zeichnet sich durch Treue und Geist aus. Paul Heyse hat der alten Uebersetzung durch Feilen nachgeholfen und für Familienkreise unpassende Stellen mit seiner Hand ferngehalten. So wird dieß Prachtwerk, geschmückt mit 81 großen und 225 in den Text gedruckten Holzschnitten, auf manchem Weihnachtstisch prangen. — In die heitere Welt des dichterischen Scheines, in die liebliche bunte Märchenwelt führen uns desselben Verlages „Hausmärchen“ von H. C. Andersen, überseht von Lohedanz. Die reizenden, sinnreichen Märchen des dänischen Dichters sind weltbekannt. Hier hat der Uebersetzer mit feinem Sinne eine Auswahl für die Familie getroffen, ebenso wie in dem kleinen Werkchen: „Andersen's Kindermärchen“ für ein ganz jugendliches Alter. Beide Bücher haben festliches Gewand, bunte Titel, bunte Titelbilder und ebenfalls feinen Illustrations Schmuck. Für die ganz kleinen Büchchen und Mädchen erhalten wir noch vom Alles bedenkenden Spamer ein Werkchen: „Unsern Kleinen. Lehre und Beispiel in Bildern und Fabeln aus dem Kinderleben und der Natur. Für Schule, Kindergarten und Haus“, von der liebenswürdigen Therese Foding. Das Büchlein bringt zu den niedlichen, wohlklingenden Versen 30 allerliebste Bilder. Wir sind jetzt allmählig bei den eigentlichen Bilderbüchern angelangt; die nächste Nummer dieses Heftes wird unseren Lesern von namhaften und interessanten Erscheinungen dieser Weihnachtsliteratur Kunde geben.

Bilderräthsel.



Auflösung des Bilderräthsel Seite 179:

Affessor.

Kleine Korrespondenz.



Abonnent F. A. in Siegen. Woher man den besten rohen Tabak (Blätter) bezieht? Es gibt Urmäcker, Pfläzer, ungarischen, holländischen, türkischen, russischen, nordamerikanischen, südamerikanischen, mexikanischen, ostindischen etc. etc. Welchen meinen Sie? Jedes Land hat seinen besten, der für bestimmte Zwecke paßt.
Hrn. M. Collin in New-York. Tausende haben sich dadurch sehr geschmeichelt gefühlt.
Abonnent H. in Culmbach. J. Andre's Musikverlag in Offenbach a. M.
Abonnent G. in Baden. Was für eine geschichtliche Abhandlung?
Abonnent in B. Wie verschiedene Marmorarten durch Kupfer nachgeahmt werden? Fragen Sie einen Zimmermaler.
O. H. in Ballenstädt. J. G. Flügel's Handbuch der englischen Handelskorrespondenz (Leipzig, Alinhardt). Wäden, deutsch-französische Handelskorrespondenz (Hamburg, Nolte).
Nützliche Lösungen von Araben, Charen, Räthseln, Räthselräthseln etc. sind uns zugekommen von: Hrn. Rathilde Häberlein, Offenbach; Josephine Kurnigg, Marie A...a, Prag; Elise Flauer; Huber, Herifau; Emma Rieberg, Halle; Martha A. S., Breslau; Anna Gals, Hamburg; Frau Emilie Blümel, Dresden; H. Mertens, Oldenburg; Hrn. H. Hahn, Culmbach; A. Ruchhövel, Darmen; G. A. Anderich, Königsberg; R. B. Köhn; O. Streichs (H), Bregenz; B. Träger, Osterholz-Scharmbed.
Abonnent B. in B. Bei B. F. Voigt in Weimar ist ein solches Buch erschienen. Auch bei J. J. Weber in Leipzig (Sammlung der Illustrierten Katechismen).
Hrn. G. Frege in Nürnberg. Nr. 1) Eberhard Feyer in Stuttgart liefert billige Apparate mit Anweisungen. Nr. 2) Wir wissen nichts von dieser Strohhutappretur. Wahrscheinlich im Annoncenheft.
Hrn. Marie A...a in Prag. Klein.
Hrn. H. B. 40. Nr. 1) Uns unbekannt, ebenso Nr. 2. Vielleicht weiß die Redaktion der „Industrieblätter“ in Berlin oder die der „Chemiezeitung“ in Röhren darüber etwas. Nr. 3) Auf Handwörterbuchlexikon. Uebrigens lesen Sie die Anfragen und Antworten in der „Illust. Welt“ nach, wo Sie Auskunft finden werden. Im vorigen Jahrgang s. Nr. 4) Vielleicht weiß einer unserer Leser, wo Vorlagen zu Monogrammen in französischer Schrift zu haben sind.
Abonnent in Mühlberg. Ja!

Redaktion: Carl Hallberger. Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Inhalts-Übersicht.

Text: Die „Donna Anna“, Roman von Robert von Volz. Fortsetzung. — Babel in der Volkshage und im Volkshausen, von H. Sundelin. IV. Schul- — Gesehichte. — Die Erzählung aus dem Leben eines Thierdrehers von Felix Villa. — Deutsch. — Flusseladen, Roman nach Emile Richebourg von Emile Bocana. Fortsetzung. — Beim Jahrmartphotographen, Erzählung von H. Alton. — Vor dem Altar. — Aus Natur und Leben. — Humoristische Blätter. — Interessante Bücher. — Bilderräthsel. — Kleine Korrespondenz.
Illustrationen: Die „Donna Anna“: Torchen und Paul in Ostende. — Ein kleiner, nach dem Gemälde von Fr. Aug. Kaulbach. — Vor dem Altar, nach dem Gemälde von Jules Worms. — Der gefangene Riese, Zeichnung von Gustav Dow. — Beim Jahrmartphotographen, mit Illustrationen von W. v. Breischwert.

Neues illustriertes Prachtwerk

aus dem Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart und Leipzig.

Die schöne Müllerin.

Liedercyklus von W. Müller.

In Musik gesetzt von Franz Schubert.

Illustrierte Pracht-Ausgabe

mit 60 Original-Zeichnungen von A. Baumann und K. Schuster. Preis elegant cartonnirt 12 Mark, in reichverziertem Original-Einband mit Goldschnitt 18 Mark.

Der gemüthliche Liebercyklus Wilhelm Müllers: „Die schöne Müllerin.“ ist durch Franz Schubert's unsterbliche Weisen zum Gemeingut der deutschen Nation, ja der ganzen gebildeten Welt geworden. In dieser Pracht-Ausgabe erscheint das klassische Werk zum ersten Male in der Vereinigung von Wort, Ton und Bild in einer seinem Werthe entsprechenden künstlerischen Gestaltung. Zu Festgeschenken, besonders für Damen, vorzüglich geeignet. Zu beziehen durch alle Buch- und Musikalienhandlungen des In- und Auslandes.

Ankündigungen.

Die Smal gepollene Nonpareil-Begleite 60 Pfg.

In allen Buchhandlungen zu haben: (Um in allen Lebensverhältnissen besser fortzukommen) Fr. Meyer. - Neues Komplementirbuch. Enthaltend 64 Glückwünsche bei Namen- u. Geburtstagen, 16 Liebesbriefe, 35 Stammbuchverse, 20 Anweisungen über Zustand u. Feinsitte und 40 schöne Lothe.

Für jeden Schreibtisch nothwendig! Paul Moser's Notizkalender als Schreibunterlage für 1881. In eleg. Ganzleinwandmappe mit grünem Tuchpapier überzogen. Mit Löschpapier durchschossen. Preis 2 Mark.

Verlag des Berliner Lithogr. Instituts, Berlin W., Potsdamerstr. 110. In allen Buchhandlungen zu haben. Von der Verlagshandlung nur gegen Einsendung des Betrages (2 Exemplare portofrei) od. gegen Nachnahme. Redaktion des "Ueber Land und Meer" 1879, Nr. 10 (Dez.): Als überaus praktisch hat sich Paul Moser's Notizkalender als Schreibunterlage bewährt, und wollen wir nicht versäumen, auch dies Jahr auf ihn nachdrücklich hinzuweisen und ihn unseren Lesern zu empfehlen. Wer den Kalender einmal besitzt, ist sein Abonnement für alle Zeit...

Verlag v. B. F. Voigt in Weimar. Winterflora oder Anleitung zur künstlichen Blumenzucht und Treibkultur in Gläsern und Simmern im Winter. Reicht Kulturangabe und Beschreibung der Methoden, naturgemäß im Winter kühleren Pflanzen. Von H. Jäger, Großherzoglich Hofgärtnermeister. Hierin umgearb. u. verm. Auflage. 1879. gr. 8. Geh. 3 Mf. 60 Pfg. Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Prachtvolle Ansichten in Album-Format, von den schönsten Gegenden u. Städten des In- u. Auslandes, in naturgetreuer Ausführung, nach neuester photolithogr. Methode. Sind bei dem Unterzeichneten zu den billigsten Preisen zu haben. Katalog gratis u. franco. Sichtung nach Wunsch. A. Fietzmann, Berlin, Sebastianstr. 74.

Wer sich werden will, muß vor Allem gut u. schnell rechnen können. In G. S. Meyer's Buchhandlung in Köln erziehen werden und ist in allen Buchhandlungen zu haben. Der geschickte Schnellrechner, oder die Kunst, in acht Sekunden alle im praktischen Leben vorkommenden Rechnungen auf schnelle und sichere Weise zu lösen. - Reicht Maß- und Gewicht-Tabellen etc. Zweite verb. Auflage. Von F. S. Schneider. Preis 60 Pfg. (Bei Franco-Einsendung des Betrages folgt franco-Zusendung unt. Anhang.)

Ehr. Ludw. Steffen, Stettin, empfiehlt sein großes Lager in Eisen- und Silber-, als: Fein-, Königs-, Maß-, Marines-, Steg-, Marquetier-, Bank- und Eisen-, Silber- unter Garantie der Gewissenhaftigkeit von 12 Mark an bis zu den feinsten. mehr Schule zum Selbsterlernen. Reich-Compl. von selbst spielend, laut Zeichnung. Preis-courant gratis u. franco. 320

Pianos, Vallander (kein Eisen) 150 bis 400 Thlr., Kuckbaum (Majer) 150 bis 400 Thlr., Ebenholz (mit. kein Eisen), sowie im Neumannschen Ton, ganz in Eisen, empfehlen bei 10jähriger Garantie. Auf Abzahlung unter constanten Bedingungen von monatlich 20 Mark an. Preis-courant und Anerkennungs-scheine gratis u. franco. 316

Hermann Heiser & Co., Pianofabr. Unter den Linden 12, Berlin.

C.W. Möller, Hof, Berlin, Alexanderstr. 40. verl. das gr. Pracht-Album mit 300 Abbildungen über alle Rauchquälsten, sowie Schilder- u. Eisenwaren gratis u. franco nach allen Himmelsgegenden der Welt! 175



Oelgemälde und Oeldruckbilder,

Porträts, Landschaften, Genrebilder und Jagdstücke inkl. ff. Goldrahmen zu ausserordentlich billigen Preisen. Preis-courant u. Muster zur Ansicht werden franco zugesandt.

Oel-Porträts nach Photographie 1/4 Lebensgröße à 30, 40, 50 u. 100 Mark. Bildgröße 4 1/2 Ctm. Goldrahmen dazu 10 u. 15 Mark. „Vaterland“ Verweis f. d. schönen Künste und Kunst-Industrie. Berlin SW., Ritterstrasse Nr. 63. 227

STOLLWERCKSCHE LIEFERANTEN DES KAISERS CHOCOLADE & CACAOS DER KAISERIN U. DES KRONPRINZEN 19 Stätten Deutschlands käuflich. MEDAILLEN

Nur beste Cacaosorten werden verarbeitet. Puder-cacao, absolut rein und schalenfrei, daher besonders leicht verdaulich. Chocoladen mit 5 und 10% Sagoruzatz pr. 1/2 Kilo von 1 M. 25 ab, mit Garantiemarke „reine Cacao und Zucker“ von 1 M. 60 ab. Die Originalverpackung ist mit Verkaufspreisen versehen. - Unsere Kaiser-Chocolade (pr. 1/2 Kilo 5 M.) ist das Beste, was in Chocolade gefertigt werden kann. Depotschilder kennzeichnen die Verkaufsstellen allerorts, woselbst auch wissenschaftliche Abhandlungen über den Nährwerth des Cacao zu haben sind. Köln. Gebr. Stollwerck, Kaiserl. königl. Kronherzogl. etc. Hoflieferanten

Praktisches Weihnachtsgeschenk! N. Jacobsohn's Patent-Spar-Schreibzeug. Mit Tintenstoff, ausreichend für 5 Jahre täglichen Gebrauchs. Preis per Stück aus: Metall mit Holz-Unterlag. 3. - Metall mit Leder-Unterlag. 4. - Porzellan, decorirt. 4. 50 Metall mit Federhalter-Kaufsch. 6. - Metall mit Federhalter-Kaufsch. und Aufschieber. 7. 50 Tafelstele hochlegant in cuivre-poli. 20. - S. Loewenhain, Berlin W., Friedrich-Strasse 171.

Privatleute kaufen ihren Bedarf an feinen Taschen-tüchern, Feinwand, Handtüchern, Tisch-zeug und Schürzen etc. am besten und billigsten bei der feinsten Feinweberei von Wilhelm Bertram, Tauban, oder dessen autorisirten Vertretern. Mein Geschäft ist ausdrücklich zum Verkauf an Privat ein-gerichtet, so daß auch die feinsten Artikel auf das Sorgfältigste effectuirt werden. Muster und Preislisten stehen gratis und franco zu Diensten. 231

Bestes Weihnachtsgeschenk für Hausfrauen: S. Albers, Patentzeugrossen und Kastenmangeln. (einst. Drehrollen) für Handbaltungen und größere Einrichtungen mit Holz- und Wärmepfatten. Preis-geldrück auf 10 Ausstellungen in 2 Jahren! Empfehlen sich durch Schonung der Wäsche, Ersparniß an Zeit und Arbeitskraft, da eine Person die Wäsche rollen kann. Prospekte gratis. Patente in den Ausländern zu verkaufen. H. Albers in Hannover, Türstr. 14. Männer von hoch hinnen - gefügt auf Experimente - mit und überin, daß eine abgeklärte Aufsicht das allein richtige Bekleidungs-mittel ist. Unsere neugeknoteten Lustunterkleider sind daher in Jesuisten ärztlicher Autoritäten als die ge sundesten, angenehmen, dauerhafteiten, reinlichen und billigsten Unterkleider bezeichet worden. Prospekte und Zeugnisse gratis. Karl Mez & Söhne, Freiburg in Baden. 137

Neu! Weihnachten 1880. Neu! Chinesische Kassette in hoch-eleganter Ausstattung. enthält: 100 Bogen schön feinstes Briefpapier, 100 Bogen feinstes Briefpost mit dines. Schrift, 100 Stück feinste porzellan. Couverts, 1 eleg. Schreibm. Stahl- u. Gummi, 3 Stück feinste leuchtende Bleistifte, 3 Stück hochelastische Federhalter, 1 Bleistift und 1 Rothstift, 1 Stange feinstes roth. Siegelband, 1 dines. maßgebendes Tintenfaß, 1 dines. Tintenreiniger in dines. Karton, 1 dines. Gratulantenkarte, 1 Portemon. - Kalenderchen, Umhlag in dines. Stuhl, 374 verjendet gegen Baar oder Nachnahme von 6 Mark Georg Hof in Darmstadt, Hofpapierhandlung.

Justus Preul, Kunstdrechsler, Berlin C., Gertrandenstr. 22, verl. d. neuere Kunst. Preis-Courant über Werkzeuge, Bern-stein- u. Eisenwaren, Weisen, Domino- und Schachspiele etc. gratis u. franco. 289

Komplete lange Fäden mit Weichseide und Acrylische 30" lang, pro 1/2 Duz. 4 1/2, unelst. 4 1/2, 50. Gesundheitsseife 1/2 Duz. 4 1/2. 6. Weichte Handw. kurze Fäden und Cigarren-Spitzen, M. Schreier's Weichseide, Kiefernholz u. A. 322

Panzer-Uhrketten, von edel Gold nicht zu untercheiden, 5 Jahre schriftlich Garantie. Herren-Kette Stk. 5 Mark, Damen-Kette mit eine. Quarz Stk. 6 Mark. Garantie-Schein. Für die heute bei mir gefauste Panzerkette übernehme ich eine Garantie auf 5 Jahre, d. h. ich nehme diese Kette gegen Zahlung des dafür erlegten Preises zurück, falls dieselbe innerhalb eines Jahres Gebrauches schmerz wird. M. Grünbaum, Berlin C., 34 Jerusalemstr. 325

Für Männer jeden Alters sehr wichtige Erfindung. Verrätlich bewandert und empfohlen. Prospekt, sowie Probirt verfährt franco, verjohlenen gegen Einsendung von 50 Pf. in Briefmarken Generalagent Wujatti in Nürnberg. 357

Bithern. Feine Salon- und Regie-Zithern, 3stimmig, complet, genau nach Wiener und Münchener Modellen, empfiehlt von 12 an bis zu den feinsten Franz Gaensel, Musikwarenfabrik, Klingenthal in Sachsen. 378

Neuester Luxartikel! Herrschaftliche Festgeschenke für Rancher! Wunder-Cigarren-Spitzen aus echtem Weichselholz. Preis pro Stück nebst 25 Zauberbildern nur 20 Pf. Mit Bernlein 35 Pf. mehr. 311 In Verbindung empfehle folgende Ausgaben: I. Hochleg. Carton mit 3 Stück edel Weichselholz-Bernlein-Spitzen (für Cigarren u. Cigarretten) mit 200 Zauberbildern 1 M. 5. II. Eleganter Carton mit 2 Stück edel Weichselholz-Bernlein-Spitzen (für Cigarren u. Cigarretten) mit 100 Zauberbildern 1 M. 3. Gg. G. G. d. Weg. 1. bez. v. H. Gessner in Halberstadt. Jedermann laße sich seinen Preis-courant über Geschenke kommen.

Gillige, solide u. elegante Festgeschenke. Große Regulatur-Uhr „Auguste“ in antik geschmücktem Gehäuse, Länge 73 Centim., Preis nur 14 Mk. Dieselbe mit Schlagwerk, halb und voll, 20 Mk. Regulatur „Victoria“, Aufbaum feinstes Gehäuse, Länge 78 Ctm., 14 Mk.; dieselbe mit Schlagwerk, halb und voll, 20 Mk. Regulatur „Berusia“, vorzügliche Uhr, Aufbaum oder Polihänder, 78 Ctm., 20 Mk.; dieselbe mit Schlagwerk, halb und voll, 25 Mk. Regulatur „Khenania“, Polihänder, 87 Ctm., mit Schlagwerk, halb und voll, sehr preiswürdig, 21 Mk. Regulatur „Goethe“, Aufbaum, 51 Ctm., 10 Mk. Alle obigen Regulatur-Uhren haben 8 Tage Gangwerk, werden gangbar geliefert und können von jedem Paen sofort in Funktion gesetzt werden. Solide Standuhr mit Wecker (genannt Todtenwecker), Preis 6 Mk. Barock-Uhr, Beckig, in allen Lagen gehend, Mahagoni oder Aufbaum, Preis 6 Mk. Elegante Standuhr „Tannwald“, Aufbaum oder Mahagoni, 40 Ctm., gothischer Styl, 7 Mk., mit Wecker 8,50. Eleganter runder Reifeweder, verfertigt (solides) deutsches, nicht Pariser Wert, in jeder Lage gehend, als hochfeines Geschenk sehr empfehlenswerth. Preis 9,50. Alle diese Regulatur-Uhren liefert mit 2jähriger Garantie gegen Polzeinsparung oder Nachnahme J. Schäfer, Berlin SW., Deuthstr. 1. Billigste Bezugsquelle auch für Wieder-verkäufer! 365

Heckner & Co., Braunschweig. Handwagen für Hand-, Fuß- und Dampf-betrieb, Universal-Holzbohrer, Hobel- und Keilmaschinen amerikan. Konstr. Garantie vorzüglicher Leistung. Das beste und billigste Weihnachtsgeschenk für Rancher. Sind meine allbekanntesten guten, edel amerit. Plantagen-Cigarren, v. Kegern gearbeitet auf der Insel St. Antonia. Durch be-lausert gütig. Nichtliche Lieferer zu billigen Preisen 2 Sorten, 1a. 42., 1b. 37. 50. pr. 100 in Silber zu 500 und 1000 Stück ge-packt. Verfahrt gegen Nachnahme nach allen Richtungen. Die Cigarren nehme in nicht kon-venirendem Fall franco retour. Dugo Paprik, Berlin O., Stralauerstr. 51a. 360

Heckner & Co., Braunschweig. Handwagen für Hand-, Fuß- und Dampf-betrieb, Universal-Holzbohrer, Hobel- und Keilmaschinen amerikan. Konstr. Garantie vorzüglicher Leistung. 339

Bode & Trone, Hannover, Fabrik feuer- und diebessicherer Geldschränke, empfehlen: Diebessichere Kassetten elegant gearbeitet, Kunst und moirirt, mit Stahlbolz. Nr. 1 2 3 4 5 6 7 Länge cm. 14 16 20 24 30 35 40 Breite cm. 10 12 15 18 20 25 30 Höhe cm. 6 8 8 10 11 12 14 Preis M. 9,50 10,50 13,50 19,50 24 32 40 kein Indirt und zum Selbstlichen auf einem Tisch oder in einem Schrank einge-richtet: 1 2 3 4 5 6 7 Preis M. 11,00 12,00 15,00 21,00 27,00 35,00 44 108 Preis-courant gratis u. franco. 377

Preisherabsetzung. 14 verschiedene Jugendchriften u. Bilderbücher in guter Auswahl und eleganter Ausstattung, für Knaben u. Mädchen v. 2-14 Jahren, für nur 6 Mark liefert u. Garantie für neu u. fehlerfrei Selmar Hahne's Buchhandlung, Berlin S. 54 Prinzenstr. 54. Verlanbt gegen Einsendung od. Nachnahme.

Nürnberger Spielwaren. Sortimente beliebter, sehr ansehnlicher Spiel-waren, sortirt nach freier Auswahl, in Post-fischen mit 20 Stück für 8 M., mit 12 Stück für 5 M. Engrospreis. Katalog gratis franco. Probir-fischen für Wiederverkauf mit 24 Stück 9 M. Friedr. Gausenmüller, Eptwist, Nürnberg.

Schönstes Festgeschenk unterhal- tend u. in- teressant für Jung und Alt. 1 Stereoskop nebst 12 Stück schön sortirt. Genre- und Landschaftsbildern 5 Mark. 1 Stereoskop nebst 24 Stück schön sort. Bildern, darunter 10 Stück fein kolor. Transparente 10 Mark. Für die Reinheit und Ech-theit der Gläser, wofür für jedes Auge, wird garantiert. Ver- packung gratis. Max Grünbaum, Kunsthandlung, Berlin S., 34 Jerusalemstr. 351

Prämirt Dresden 1879. Feinstes neues „Apfel- und Traubengelée.“ Erhält für Butter, offerirt in Fäßchen v. 12 1/2 und 25 Kilo zu 1 Mark der Kilo. Fäßchen v. 4 Kilo Netto-Inhalt franco zu 5/2 Mark pr. Stück unter Nachnahme. W. Birk & Zimmermann, Rheinische Obstgelm-fabrik, Wülheim a. Rhein. 354

Ein Lieblingsgeschenk wird auch auf dem diebjährigen Weih-nachtstisch sein: Kallbergers illustrierte Prachtgabe von Schillers Werken mit mehr als 700 Illustrationen erster deutscher Künstler. Herausgegeben von Prof. Dr. J. G. Sischer. Hebt Schillers Porträt und Federabdrück. 4 Prachtbände, gr. Lex. 8. Fein in Leinwand gebunden mit reicher Verzierung. Preis 48 Mark. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Julius Gertig, Fonds- u. Lotterie-Geschäft, Hamburg. 144 Text: „Und wiederum hat Gertig Glück!“ - Prospekte gratis u. franco.

Für Liebhaber von Laubsäge- arbeiten! K. Offenbühn's neue mechanische Laubsägen, auf jeden beliebigen Tisch zu legen. Maschinen von 10 M. an. Für Leistungsfähigkeit und Solidität wird garantiert! Katalog gratis. K. Offenbühn, Gerresheim bei Düsseldorf, Louisestr. 377

Der Haarschwund. Ärztlicher Rathgeber bei allen Krank-heiten der Haare, sowie der Kopfhaat logische Beobachtungen und patho- logische Haarwucherungen, sowie die rationelle Pflege des gesunden u. kranken Haars. Text, deutsche u. französische Ausgabe, beziehen von Verleger Edm. Bühligen, Leipzig.